P. o. germ.
1940
3£

Digitized by Google

P.O. germ. 1940 ±

Digitized by Google

Ehemänner und Ehefrauen.

Photographien hinter der Gardine

von

Friedrich Friedrich.

Illustrirt von F. Löffler.

Lindauer'sche LEIHBIBLIOTHEK Schöppingen

Zweite Auflage.

Berlin, 1867.
Verlag von Gustav Behrend.

Digitized by Google

P. o. germ. 1940 I

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Ehemänner.

I.

Der Luſtige.

Es giebt Menſchen, die ſehen ſo luſtig aus, daß man über ſie lachen muß und wenn man auf beiden Füßen ein Hühneraugenpflaſter liegen hat. Es iſt etwas in ihrem Geſichte, ein Zug um die Naſe, die Bildung der Mundwinkel, die offenen, hellen Augen — Alles lacht an ihnen, man wird angeſteckt und muß mitlachen — hilft nichts. Sie lächeln nicht, ſondern lachen offen, unverhohlen, ſo laut, daß es die Dienſtmädchen in der Nachbarſchaft hören. Es lebt ein Humor in ihnen, der durch nichts todtzuſchlagen iſt, weder durch das Drängen der unverſchämteſten Gläubiger, noch durch Waſſersnoth, noch endlich durch die Malicen der Polizei, und vor denen mögen die Götter jeden Unſchuldigen bewahren, denn die Schuldigen helfen ſich meiſtentheils ſelbſt.

Eine ſolche luſtige Seele lacht, wenn er den letzten Pfennig ausgiebt, er lacht, wenn ihm der Wind den neuen Hut entführt oder ein Hagelwetter ſämmtliche Fenſter zer-

Vor Nachdruck dieſer Charakterbilder wird ausdrücklich gewarnt, Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

trümmert und findet es sehr spaßhaft, wenn er eine Treppe von einigen sechzig Stufen hinunterstürzt und außer einem Armbruche, einem gänzlich zerschundenen Kopfe und drei verstauchten Fingern ganz unverletzt davon kommt. Er lacht sogar, wenn ihm angezeigt wird, daß die Steuern wieder einmal erhöht sind, und darüber lacht so leicht kein Sterblicher.

Fast jede Frau wird wünschen, daß sie einen solchen lustigen, ewig heiteren Mann zum Gatten bekommen haben möge und sie ahnt selbst nicht, welchen fürchterlichen Wunsch sie ausgesprochen. Ein brummiger, ein muckischer, ein melancholischer Mann ist für eine Frau zu ertragen, denn sie läßt ihn entweder ruhig brummen, oder geht in eine Kaffeegesellschaft — aber ein ewig lustiger macht sie toll und bringt sie zur Verzweiflung. Abends, wenn sie endlich die Kinder zur Ruhe gebracht hat und sich nach einem mühevollen Tage nach dem Schlafe sehnt, kommt er lachend, singend, pfeifend aus dem Wirthshause heim, hat ihr noch zwanzig lustige Geschichten zu erzählen, lacht, wenn sie einwirft, daß sie todtmüde sei und summt noch im Bett die Gnadenarie, aber so laut, daß das jüngste Kind aufwacht und er selbst darüber einschläft.

Morgens, wenn sie nach halb durchwachter Nacht ihre Nachthaube zurechtschiebt und sich mit dem schönen Gedanken auf die linke Seite legt, daß sie nun noch ein Morgenschläfchen halten könne, pfeift er schon wieder das Reiterlied: „Frisch auf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!“ und all ihr Bitten, Mucken und Schelten fruchtet nichts, hundert Mal hat sie ihm schon vorgehalten, daß die Vögel, welche des Morgens schon so früh sängen, am Tage die

Digitized by Google

Katze hole; — haha! er lacht und versichert, daß ihm noch nie eine Katze etwas zu Leide gethan habe.

Erbittert springt sie endlich aus dem Bette, verläßt das Schlafzimmer — und nun legt er sich auf die linke Seite und hält noch ein Morgenschläfchen. Es ist zum Tollwerden mit solch einem Manne!

Führt er sie am Abend in's Theater in Cabale und Liebe, ist das ganze Publikum in der gerührtesten, feuchtesten Stimmung, und rinnen ihr bei den fürchterlichen Worten Ferdinand's: „die Limonade ist matt, Louise, wie deine Seele", die Thränen über die Wangen, so beugt er sich zu ihr und flüstert ihr lachend in's Ohr: „Haha! wie kann ein Mensch nur Limonade trinken! Ich hätte mir Punsch bestellt!" — und das Alles so laut, daß zwanzig Stimmen hinter ihm, „Pst! Pst!" rufen und die Frau Rührung, Aufmerksamkeit und ihr Schnupftuch verliert. — Es ist nichts mit einem ewig heitern Manne!

Amalie Rehfuß hat sich mit dem Assessor Wachtel ververlobt. Das ist ein Mann nach ihrem Wunsche, immer lustig, heiter, selbst ausgelassen. Schon als Referendar hat sie ihn gekannt und geliebt. Auf Bällen, in Gesellschaften und bei Gesellschaftsspielen ist sie häufig mit ihm zusammen gekommen, und er ist stets die Seele von Allem gewesen. Die brummigsten Gesichter und die verstimmtesten Launen hat er immer aufgeheitert, und ihn selbst hat sie nie verstimmt gesehen. An der Seite eines solchen Mannes hoffte sie das ganze Eheleben wie eine Polka zu durchtanzen. Es ist ja unmöglich, ihm zu zürnen, oder gar sich mit ihm zu zanken. Sie heirathen sich. Ein lustiger Polterabend, eine lustige Hochzeit, lustige Flitterwochen.

Digitized by Google

Wachtel muß sich ungeheuer glücklich fühlen, denn er ist noch heiterer wie früher, und eine neben ihm wohnende Wittwe beschwert sich beim Hauswirth, daß er jeden Abend durch sein lautes Lachen ihre Kinder aufwecke.

Amalie hat Anfangs in seine lustige Laune stets mit eingestimmt, zuletzt wird sie derselben indeß überdrüssig. Er lacht, wenn ihr die Katze ein paar Tauben aus der Küche stibitzt, oder die Magd den Braten verbrennen läßt; er findet es außerordentlich spaßhaft, wenn sie träumt, sie sei gestorben, begraben und habe darauf selbst in einer roth-garnirten Morgenhaube eine Nachtviole auf ihr Grab gepflanzt, er amüsirt sich darüber, daß sie diesen Traum sehr ernst nimmt und für eine Vorahnung hält. Sie weint und härmt sich über den Tod eines Kanarienvogels, den sie als Hochzeitsgeschenk erhalten, sie will ihn im Garten unter einem Rosenstocke begraben, und am andern Morgen bringt ihr Wachtel mit der lustigsten Miene als Ersatz einen großen Raben, welcher „Guten Morgen Herr Fischer" sprechen kann.

Sie ärgert sich darüber. Diese ewige Heiterkeit! Es verstimmt sie zuletzt schon, wenn er Mittags nach Haus kommt und sie hört, daß er pfeifend die Treppe emporsteigt.

„Bester Eduard," bittet sie, „laß das Pfeifen sein."

„Haha! ich soll nicht pfeifen! aber singen darf ich doch?" — und schon fängt er an zu singen:

„Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,
Den liebt er gar nicht wenig,
Als wie seinen eigenen Sohn.
Da rief er seinen Schneider —"

Digitized by Google

„Bester Eduard, — ich habe Kopfschmerzen!“ unterbricht ihn Amalie.

„Kopfschmerzen, Du armes Weibchen! Du hast zu wenig Bewegung — komm mein Schatz!“ und er erfaßt sie und tanzt mit ihr, so sehr sie sich auch sträuben mag, im Zimmer umher.

Sie reißt sich gewaltsam von ihm los, wirft sich auf einen Stuhl und schluchzt. Beide Hände hält sie über die Augen.

Wachtel begreift sie nicht. Kopfschmerzen können das nicht allein sein — sie ist verstimmt, das arme Weibchen! Er lacht nicht, sinnt indeß aber nach, wie er sie wieder aufheitern könne. „Nur keine Grillen fangen,“ ist sein Grundsatz.

Mit einer Miene, wie sie nur ein Pfarrer bei der Einsegnung seiner neunten Tochter machen kann, tritt er vor sie hin, legt seine Hand auf ihr Haupt und sagt mit Pathos:

„Trockne Deines Jammers Thräne,
Heitre Deinen Blick,
Das hilft gegen die Migräne
Fast im Augenblick!“

Sie springt auf. „Du bringst mich noch um!“ ruft sie noch heftig weinend, halb verzweiflungsvoll.

„Amalie! Welch schreckliches Wort sprichst Du so gelassen aus! Ich Dich meuchelmördern! Nie — ich schwöre Dir, nie!“

Er umfaßt sie, drückt sie fest, gewaltsam an sein Herz und küßt sie. Sie will sich unwillig aus seinen Armen winden. „Erst lächle mich wieder an!“ ruft er und zuletzt

Digitized by Google

muß sie wirklich lächeln, und der Frieden ist hergestellt. Es hilft ja nichts — er ändert sich doch nicht.

Nur zu bald kehrt indeß ihr Aerger über seine stets lustige Laune zurück. Alles faßt er humoristisch auf, der traurigsten Lage gewinnt er eine heitere Seite ab. Die fürchterlichsten Zahnschmerzen plagen ihn, und er stellt sich vor den Spiegel und lacht über die Gesichter, die er aus Schmerz schneidet.

„Oh!“ seufzt sie im Stillen, „und wenn er enthauptet wäre, so würde sein Kopf noch über seine Rumpflosigkeit lachen, und er wird lachen selbst beim jüngsten Gericht und sicherlich finden, daß die Posaunen desselben entweder verstimmt sind oder ohne Takt geblasen werden. Er wird noch die Engel im Himmel rasend machen!“

Schon sind sie ein Jahr mit einander vermählt und noch hat sie ihn kein einziges Mal ärgerlich und verstimmt gesehen. Sie zweifelt sogar, daß er es sein kann und doch hat sie ihren Kopf darauf gesetzt, ihn ärgerlich zu machen. — Sie kennt nur eine Leidenschaft von ihm, das sind seine Cigarren. Den ganzen Tag raucht er, und eine gute Cigarre versetzt ihn in eine so behagliche Stimmung, wie sie Adam im Paradiese vor dem Apfelbiß nicht schöner empfunden haben kann. Dann kann er auf dem Kanapee liegen, die Beine ausgestreckt, den Dampf langsam in die Luft blasend, mit der Rechten eine Tyrolienne trommelnd und mit einem Gesichte, so heiter und glücklich, als wenn der liebe Gott ihm in's Ohr flüsterte: „Eduard, Du bist mein Goldjunge!“ Nur wenn er ein Haar in der Cigarre findet, kann er das Gesicht verziehen, sie in augenblicklicher Auf-

Digitized by Google

Der Luſtige.

Digitized by Google

wallung von sich schleudern und aufspringen, um — sich lachend eine andere anzuzünden.

Auf diese seine kleine Leidenschaft baut sie einen Plan, um ihn zu erzürnen. Erbittert will sie ihn sehen — eher findet sie selbst keine Ruhe. Ein Bund der feinsten Cigarren liegt auf seinem Schreibtische. Er hat sie von einem Freunde zum Geburtstage bekommen und langsam, mit unendlichem Wohlbehagen raucht er sie.

Diese Freude will sie ihm verbittern. Jede einzelne Cigarre bestreicht sie sorgfältig mit etwas Oel, während er nicht daheim ist.

Sie sieht schon im Geist, wie er in heiterster Laune nach Hause kommt, die Akten auf den Tisch wirft, eine Cigarre anzündet und sich auf das Kanapee wirft. Plötzlich wirft er die Cigarre, welche furchtbar riecht, fort, springt auf und zündet sich eine andere an. Diese ist nicht besser als die erste und erleidet dasselbe Schicksal. Eine dritte holt er sich bereits etwas unwillig. Auch sie riecht entsetzlich. Aufgeregt springt er auf. Er pfeift und lacht nicht mehr, seine Brauen sind zusammengezogen, eine leise Verwünschung stößt er aus. Als nun aber auch endlich die vierte und fünfte nicht besser ist, da vermag er sich nicht mehr zu halten. Erzürnt bricht er los. Er schimpft auf die Cigarren, auf den, der sie gemacht hat, auf den Schiffer, der die Blätter nach Europa gebracht, auf den Plantagenbesitzer, der dies Teufelskraut gezogen hat. Er besieht, beriecht, untersucht die übrigen, entdeckt das Fett an ihnen und nun tritt er mit zorngerötheten Wangen vor sie hin und ruft mit bebender Stimme: „Amalie, was hast Du mit meinen Cigarren angefangen! Sprich!“ und die Stimme ver-

Digitized by Google

ſagt ihm vor Aufregung. Dann will ſie ihm ein lächelndes Geſicht zeigen, dann will ſie ſingen luſtig, heiter, wie er es zu thun pflegt. Zum Tollwerden will ſie ihn durch ihre luſtige Laune treiben. Er ſoll fühlen, wie es iſt, wenn Jemand immer lacht.

Ihre Phantaſie führt ſie ſo weit, daß ſie ſogar das Lied zu ſingen anfängt, mit dem ſie ihren Gatten zur Verzweiflung bringen will.

Sie freut ſich ſelbſt über ihren gelungenen Plan. Er kann nicht mißglücken.

Ungeduldig harrt ſie auf ſeine Heimkehr. Sie kann die Zeit kaum erwarten, und doch iſt die Stunde ſchon vorüber, in der er regelmäßig zu kommen pflegte. Wo er gerade an dieſem Tage, wo ſie ihn ſo ungeduldig erwartet, nur bleiben mag. Das Warten verſtimmt ſie ſchon wieder.

Endlich, zwei Stunden ſpäter als gewöhnlich, kommt er. Sie hört ihn trällernd die Treppe emporſteigen. Sie nimmt ſich zuſammen, um nichts zu verrathen. „Dein Lachen wird ſich ſchon geben," denkt ſie.

Sorglos tritt er ein.

„Wo bleibſt Du heute ſo lange, Eduard?" fragt ſie.

„Wo — wo? Haha! Ein köſtlicher Spaß! Rathe, mein Schatz!"

„Du haſt mit einigen Freunden ein luſtiges Frühſtück eingenommen."

„Haha! Falſch gerathen! Ich bin hungrig wie ein Mädchen, das ſeit dreiviertel Jahren in einer Penſion iſt."

„Dann weiß ich es nicht."

„Arretirt bin ich — auf der Wache habe ich ſeit drei Stunden geſeſſen. Haha!"

Digitized by Google

„Arretirt?“ wiederholt Amalie erſchreckt. „Weshalb?“

„Man hat mich für einen Gauner gehalten — nach einem Steckbrief — einer Photographie, die hierher geſchickt iſt an die Polizei!“

„Und darüber lachſt Du?“

„Weshalb nicht! Haha! Ich wies den Herren nach, daß ich eigentlich Aſſeſſor und nicht Gauner ſei. Aber dieſe Familienähnlichkeit, die ich mit dem Menſchen habe, Amalie! Famos! Ganz frappant!“

„Und das nennſt Du einen köſtlichen Spaß?“

„Gewiß, gewiß! Man muß Allem die luſtige Seite abzugewinnen ſuchen.“ — Amalie merkt ſich dieſe Worte, um ſie zu ihm ſelbſt zu ſagen — wenn — wenn er über die Cigarren erſt in Wuth gerathen iſt. — „Und nicht einmal eine Cigarre habe ich auf der Wache rauchen dürfen! Haha! Und der wirkliche Gauner, mein Geſichtsvetter, iſt währenddem auf der Eiſenbahn entwiſcht! Der Mann wird mir, wenn wir uns ſpäter einmal begegnen, und er Alles erfahren hat, dankbar die Hand drücken!“

Amalie erwidert nichts. Ihre ganze Aufmerkſamkeit iſt, während ſie ruhig am Fenſter ſitzt und ſtrickt, auf ihn gerichtet, denn er geht zu ſeinem Schreibtiſch, zündet eine Cigarre an und wirft ſich auf das Kanapee.

Nach einigen Minuten ſchon hält er die Cigarre unter die Naſe, beſieht ſie und wirft ſie fort. Eine zweite zündet er an.

Amaliens Herz ſchlägt vor ungeduldiger, freudiger Erwartung laut und ſchnell.

Auch dieſe zweite beſieht er gleich darauf mit verdäch-

Digitized by Google

tigem Blicke. — Nun muß es losgehen. Der übelste Duft füllt das ganze Zimmer.

„Zum Kuckuk!“ ruft er endlich und schleudert sie aus dem Zimmer.

Amalie möchte vor Freude in die Hände klatschen.

Er geht zum Schreibtische und besieht die Cigarren.

„Was ist das? Amalie! Bösewicht! Es ist Oel an den Cigarren! Das riecht fürchterlich!“ — und er reißt alle Fenster auf.

„Oel?“ wiederholt Amalie lächelnd. „Du irrst Dich!“

„Weib, gestehe!“ ruft er scherzend. „Gestehe! Ich irre mich nie! Aus Grundsatz nicht. Gestehe — Du — Du kleine Verrätherin hast mir meine schönen Cigarren verdorben!“

„Ich?“ Sie lächelt.

„Du — Du! — Gestehe! — Ha, Weibchen, Du hast sie mit Oel getränkt; aber einen großen Dienst hast Du mir erwiesen — mit diesen Cigarren — mit diesen fürchterlich duftenden Blättern räuchere ich Deine Tante aus, sobald sie wiederkommt. Ich kenne ihre Nase, sie ist zwar lang, aber empfindlich. Sie wird ein Gesicht ziehen, wie eine getretene Klapperschlange — ein fürchterliches! Haha! Das erste Mal wird sie es eine Stunde aushalten und viel seufzen, das zweite Mal wird sie sich ein Riechfläschchen mitbringen, mich zum Teufel wünschen — aber den himmlischen Oelduft nur zehn Minuten aushalten und —

„Die Tante geht,
Und nimmer kehrt sie wieder.“

„Was hast Du gegen die Tante,“ wirft Amalie ein. „Sie ist gut.“

Digitized by Google

„Aber langweilig — fürchterlich langweilig! Sieh, Amalie, wenn sie kommt und nach steifem Knix ihren sonnendurchschienenen Schirm vorsichtig in die Ecke stellt, damit ihn unsere künftigen Kinder nicht in die Hände bekommen, wenn sie dann mit einem Gesichte, wie es nur Petrus machen kann, wenn er den Himmelsschlüssel verloren hat, fragt: „wie geht es Dir, meine liebe Amalie?“ Wenn sie dann ihren schrecklichen Pompadour, diesen Herzensbeutel für alle ältlichen Jungfrauen, in die Hand nimmt, einen kaum angefangenen Strumpf daraus nimmt und sagt: „„dieſen Strumpf will ich heute noch vollenden, liebe Amalie!““ — Siehe, Weib, dann möchte ich aus der Haut fahren, wenn ich nur einen gemüthlicheren Ort wüßte, denn dann weiß ich, daß sie sitzt und sitzt und strickt und lächelt und schwatzt und Alles am besten weiß und mich langweilt und erst fünf Minuten vor zehn Uhr Abends sagt: „Liebe Amalie, es stört Dich wohl nicht, wenn Dein Mädchen mich eine kleine Strecke begleitet.“ Haha! Als ob in ihren altbackenen Kopf sich noch eine Menschenseele verlieben könnte! Und dies ewig lächelnde: „liebe Amalie!“ Ich wollte lieber, sie sagte: „liebes Pferd“ zu Dir. Aber mit diesen Cigarren will ich sie ausräuchern!“

„Bester Eduard — ich bitte Dich —“

„Still — still, Schatz, Engel! Wähle Dir zwei-, drei-, fünfhundert Hausfreunde — die sind mir lieber. Ich kann sie zur Thür hinauswerfen, wenn sie mir nicht mehr behagen, aber an Deiner Tante wage ich mich nicht zu vergreifen — deshalb wird sie ausgeräuchert! Hah — wie sie schnüffeln wird, wenn ich einen von diesen göttlichen Stengeln anzünde! Famos!“

Digitized by Google

Er will Amalie erfassen, in der Freude über diese Idee mit ihr durch's Zimmer tanzen — sie entzieht sich ihm, eilt aus dem Zimmer — ärgerlich, verstimmt — wehmüthig.

In der Speisekammer sitzt sie, eingeschlossen und weinend über ihren lustigen Mann und über ihre Tante — die ausgeräuchert werden soll. — „Solch' einen Mann zu haben, ist ein Unglück!" seufzt sie still.

Und Wachtel geht lustig im Zimmer auf und ab und singt in hohen Fisteltönen:

„Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr!"

II.

Der Haustyrann.

„Pst! Pst! Kinder! Um Gottes willen, der Vater kommt!"

Eine der friedlichsten und lustigsten Kindergruppen, welche in der Mitte des Zimmers neben dem großen Tische spielt, wird durch diese wenigen Worte der Mutter auseinander gesprengt. „Der Vater kommt! Das schrecklichste Wort, welches sie hören können! Die sorglose Jugendlust ist mit einem Male von ihren Gesichtern verschwunden!

Conrad, der Aelteste, ein Junge von zehn bis zwölf Jahren, bemüht sich mit ängstlicher Hast, zwei Stühle zu trennen, welche zusammengebunden, einen ganzen Dampfwagenzug vorgestellt haben. Gepfiffen hat er selbst. Zum

Digitized by Google

Einsteigen hat die Schwester Marie, ein achtjähriges, lockiges Mädchen, mit einem Theelöffel und einem Wasserglas geläutet, und die jüngste zweijährige Tochter Elsbeth hat eine ganze Menge Mitfahrender vorgestellt. Das ist nun Alles vorbei. Marie springt an's Fenster, wirft einen flüchtigen Blick auf die Straße und springt mit dem Rufe zurück: „Schnell, schnell! Er kommt!"

Vergebens hat Conrad sich bemüht, den Knoten zu lösen. Seine Wangen sind vor Angst geröthet — da trennt er schnell entschlossen mit einem Messer das Band, welches die beiden Stühle verknüpft — es ist seine Peitsche, mit der er sie zusammengebunden, und jedem Jungen ist eine Peitsche an's Herz gewachsen — aber lieber sie opfern, als den Zorn des Vaters auf sich laden.

Der eine Stuhl wird schnell unter das Clavier geschoben, der andere hinter den Ofen gerückt. Die Peitsche fliegt in der Hast unter das Kanapee. Eine Rouleauxstange und Lineal, welche die Eisenbahnschienen vorgestellt, werden hinter den Secretair gestellt.

„Schnell, schnell!" wiederholte Marie und bringt die Kissen des Kanapee's wieder an Ort und Stelle. Sie bildeten die erste und zweite Wagenklasse, und auf ihnen saß es sich so weich.

Selbst die kleine Elsbeth bringt eine Puppe — den ersten Schaffner — schnell bei Seite.

„Kinder, so macht doch!" wiederholte die Mutter, sich ernstlich umschauend, denn schon werden feste, langsame Schritte auf der Treppe und ein kurzes Husten vernehmbar.

Eine Schürze — die Gardine der ersten Klasse — wird unter den Stuhl der Mutter practicirt. Conrad eilt an den

Digitized by Google

Der Haustyrann

Digitized by Google

Tisch, ergreift ein Buch, schlägt es hastig auf und blickt mit einer athemlosen Vertiefung hinein, als ob er schon drei Stunden an der dritten und vierten Declination lernte.

Marie hat in der Eile eine Tafel erfaßt, aber der Stift fehlt ihr — thut nichts, sie stellt sich schreibend, wenn auch mit dem Finger. Die Kleinste stellt sich still zu Füßen der Mutter auf eine Fußbank.

Eine ängstliche Stille herrscht im Zimmer. Selbst die Mutter näht mit größtem Eifer und wirft nur dann und wann einen hastigen Blick auf die Thür.

Ein kleiner Wachtelhund, welcher bis dahin scheinbar ganz indifferent, auf einem Sessel gelegen, hebt den Kopf empor, und als des Herrn hustende Stimme deutlicher vernehmbar wird, springt er hastig auf die Erde und legt sich unter einen Stuhl. Auch er fürchtet ihn — den Hanstyrannen.

Niemand regt sich im Zimmer. Conrad blickt vom Buche auf und sieht noch einmal umher. Alles ist in Ordnung nur — der Theelöffel, mit welchem Mariechen geläutet, liegt an der Erde. Er will aufspringen und ihn noch in Sicherheit bringen — er wagt es nicht mehr. Dunkle Röthe überzieht sein Gesicht — ihm ist heiß, man sieht es ihm an.

Da öffnet sich langsam die Thür, und der Vater tritt ein, mit zusammengezogenen Brauen.

Er ist ein kaum mittelgroßer Mann, fast hager. Seine Gesichtszüge sind scharf ausgeprägt. Von der etwas langen gebogenen Nase bis zu den Mundwinkeln ziehen sich tiefe Falten. Die kleinen stechenden Augen sind halb geschlossen. Sein Rock ist bis zur Hälfte zugeknöpft.

Digitized by Google

Er ſtellt den Stock in die Ecke und wirft einen prüfenden Blick durch das Zimmer. Alles iſt in Ordnung — es ärgert ihn faſt. Kein Wort des Grußes kommt über ſeine Lippen, keins der Kinder wagt ihn anzuſchauen, nur der Wachtelhund ſchielt, den Kopf auf die Erde gedrückt, hinter dem Stuhlbein hervor.

Da erblickt er den unglückſeligen Theelöffel auf der Erde. Haſtig tritt er einige Schritte in die Stube hinein.

„Wer hat den Löffel an die Erde geworfen?“ fragt er mit drohendem Blick.

Keiner wagt zu antworten.

„Wer hat den Löffel hingeworfen?“ wiederholt er laut.

Schon will die Frau, welche ihn erſt jetzt erblickt, die Schuld auf ſich nehmen, um eine Strafe von den Kindern abzuwenden — da antwortet Mariechen mit glühenden Wangen, leiſe, kaum hörbar: „Ich!“

Aber er hat es verſtanden, ſein Blick hat es ſchon errathen.

„Du?“ ruft er heftig. „Und Du weißt es und biſt zu faul, ihn wieder aufzuheben? Hier, allons! Wohin gehört er? Was haſt Du damit gemacht? He?“

Das Kind tritt ängſtlich, den Blick bange auf den Vater gerichtet, den rechten Arm ſchon wie zur Abwehr halb erhoben, einige Schritte vor. Sie wagt es nicht, ſich nach dem Löffel zu bücken, der dicht vor des Vaters Füßen liegt.

„Nun wird's bald! Soll ich Dir faulem Dinge Beine machen?“

Er erhebt drohend den Arm.

Haſtig, ängſtlich bückt ſich das Kind, aber er erfaßt es,

Digitized by Google

noch ehe es sich wieder zurückziehen kann und kneift es fest in's Ohr.

„Ich will Dir helfen, mit Theelöffeln zu spielen!"

Das Kind schreit laut auf.

„Ruhig — oder Du sollst erst wissen, weshalb Du heulst!"

Das Kind zieht sich zurück, den linken Arm vor dem Gesicht und wagt kaum leise zu schluchzen.

„Aber bester Mann, das Kind hat ja den Löffel nur hinfallen lassen," wirft die Frau, der des Mädchens Schluchzen in's Herz schneidet, sanft, fast bittend ein.

„Dich habe ich nicht gefragt!" erwidert der Mann, den Kopf emporrichtend, „soviel bin ich noch Herr im Hause, daß ich es auch ohne Dich herausbekommen werde. Freilich, daß weiß ich längst, daß Du den Bälgen jede Unart nachsiehst, daß Du sie verleitest, meinen Befehlen zuwider zu handeln! — Oder ist ein Theelöffel etwa ein Spielzeug? Kostet er kein Geld? Verdienst Du es etwa? He — sprich!"

Die Frau schweigt und näht weiter.

„Sprich, sag' ich!" ruft er mit dem Fuße auf die Erde stampfend. „Aber ich bin es müde, mich immer und immer zu ärgern! Ich sage Euch, Ihr sollt so handeln, wie ich es will und sollte ich zum Aeußersten greifen!"

„Marie hat . . ." wirft die Frau ein.

„Still!" unterbricht sie der Tyrann. „Ich will nichts hören! Deine leeren Entschuldigungen kenne ich schon längst! Es ist zum Tollwerden — nichts wie Aerger, sobald man in das Haus tritt!"

Die Frau schweigt, leise aufseufzend.

Digitized by Google

Er tritt an den Tisch. Ueber Conrad's Schulter wirft er einen Blick in dessen Buch.

„Habe ich Dir infamen Schlingel nicht verboten, Ohren in das Buch zu machen?" Er versetzt ihm einen Schlag, und Conrad hält beide Hände über den Kopf, weil er noch mehr befürchtet. „Und wer hat die Striche in das Buch gemalt? He? Wer? Und das Haus? He, Du infamer Schlingel!" Er erfaßt mit zwei Fingern einen Büschel Haare und zieht sie aufwärts, weil es mehr schmerzt.

„He, wer hat das hineingeschmiert?"

„Ich," erwidert Conrad, immer noch die Hände über dem Kopfe.

„So — Du! Und ich habe Dir gesagt — um die Ohren werde ich Dir das Buch schlagen!" Er führt die Drohung aus. „Infamer Schlingel! Nichts als Bücher kaufen kann man für den Bengel, und dann werden sie vollgeschmiert!"

Er wirft das Buch erzürnt in eine Ecke.

Mit langen Schritten, beide Hände auf dem Rücken geht er im Zimmer auf und ab. Sein Blick fährt finstersuchend umher.

„Giebt es heute vielleicht nichts zu essen?" wendet er sich an seine Frau.

„Es ist noch nicht zwölf Uhr," antwortet sie, ich wußte nicht, daß Du früher kommen würdest."

„Ich frage, ob es heute nichts zu essen giebt!" wiederholt er endlich. „Ich soll wohl vielleicht nach Deiner Pfeife tanzen? Soll warten, bis es der Madame gefällig ist! Unser einer mag sich den ganzen Tag quälen, — das ist gleichgiltig, kommt man nach Hause, so giebt es doch nichts

Digitized by Google

als Aerger. Ich habe dieſe verdammte Wirthſchaft ſatt. Das Eſſen ſoll auf dem Tiſche ſtehen, wenn ich nach Hauſe komme, oder ein Donnerwetter ſoll dreinſchlagen!"

„Das Eſſen iſt ſogleich fertig — ich wußte ja nicht . . ." erwidert die Frau und verläßt ſchnell das Zimmer, um Alles zu beſorgen.

Conrad ſchleicht ihr nach. Sein Geſicht nimmt einen heiteren Ausdruck an, als er zur Mutter in die Küche tritt. Es giebt ſein Lieblingsgericht an dieſem Tage, und ſchon der Geruch deſſelben erregt ſeinen Appetit.

„Mutter," ſpricht er ſchmeichelnd, bittend, „gieb mir nur heute Mittag ein bischen viel!"

Die Frau lächelt und ſtreichelt ihm die Wange.

„Ißt Du denn dies ſo gern?

„Für mein Leben gern," verſicherte der Knabe. „Ich könnte Alles aufeſſen, was Du nur gekocht haſt."

„Nun, Du ſollſt ſchon ſatt werden," erwidert die Mutter lächelnd. „Du mußt aber auch recht artig ſein und nicht wieder in Deinen Büchern malen, der Vater kann es nun einmal nicht leiden und er hat recht — es gehört ſich auch nicht."

„Ich habe ja gar nicht wieder darin gemalt. Es waren dieſelben paar Striche und daſſelbe kleine Haus, wofür mich der Vater ſchon neulich geſchlagen hat."

„Das hätteſt Du ſagen ſollen, Conrad. Das hat der Vater nicht gewußt."

„Er hat es wohl gewußt," wirft der Knabe ein. „Hätte ich es geſagt, dann hätte er mich wieder geſchlagen, weil ich mich verantwortet."

Die Mutter ſchweigt — der arme Junge hat nur zu

Digitized by Google

recht — ja, er ist ein Tyrann, er schlägt die Kinder, wenn sie antworten und schlägt sie, wenn sie schweigen. Sie selbst kann ja trotz aller Geduld, trotzdem sie ihm jeden Wunsch an den Augen absieht und jede seiner Launen mit Ruhe erträgt, nicht mehr mit ihm fertig werden. Sie hätte ihn längst verlassen, wenn die Kinder sie nicht zurückhielten. Das ist ein Band, welches sie nicht lösen kann.

„Conrad!" ruft in diesem Augenblicke der Vater aus der Thür. Erschreckt, schnell eilt der Knabe zu ihm.

„Ist das Ordnung?" fährt ihn der Tyrann an, „das Buch auf dem Tische liegen zu lassen! Ich will Dir Schlingel beibringen, Deine Sachen gehörig an Ort und Stelle zu schaffen!"

Des Knaben lautes Weinen verräth der Mutter, daß er auf's Neue gestraft ist. „Die armen Kinder!" seufzt sie. „Sie werden ihres Lebens nicht froh — so wenig wie ich," fügt sie hinzu.

Der Tyrann wüthet währenddem im Zimmer fort. Die Kleinste schreit und verlangt nach der Mama — er steckt sie vor die Thür, ohne sich weiter um sie zu bekümmern.

Als die Mutter endlich in's Zimmer zurückkehrt, um den Tisch zu decken, sieht sie Conrad in einer Ecke stehen und das Buch mit beiden Händen über den Kopf halten. Sie kennt diese Strafe schon, welche der tyrannische Sinn ihres Mannes ausgesonnen. Keine Fürbitte wagt sie für den Knaben einzulegen, es würde vergebens sein, aber sie spntet sich um so mehr, daß das Essen auf den Tisch kommt — dann ist er ja erlöst.

Der Hausthrann setzt sich an den Tisch.

„Komm, Conrad!" spricht die Mutter.

Digitized by Google

„Er bleibt dort in der Ecke ſtehen!“ fährt der Tyrann auf. „Ich habe es befohlen — oder giltſt Du vielleicht mehr als ich? Er ſoll hungern zur Strafe!“

Dem Knaben fällt das Herz vor die Füße — ſein Lieblingseſſen — er weint bitterlich.

„Ruhig, Schlingel!“ bricht der Tyrann los. „Nicht einmal mit Ruhe eſſen kann man!“

Die Mutter wirft Conrad einen bittenden Blick zu. Er verſteht ſie, ſie will ihm von dem Eſſen aufheben, und er hält gewaltſam die Thränen zurück, ſo ſchwer es ihm auch wird, die Andern eſſen zu ſehen. Mit ängſtlichem Blicke folgt er den großen Portionen, welche der Vater eine nach der andern verzehrt — es kann kaum Etwas für ihn übrig bleiben. Doch die Mutter lächelt ihm flüchtig zu — ſie ſelbſt rührt das Eſſen kaum an — damit er nicht zu kurz kommt.

Doch ſelbſt dies entgeht dem forſchenden Blicke des Hausthrannen nicht.

„Weßhalb ißt Du nicht?“ fragt er.

„Ich habe wenig Hunger,“ erwiderte ſie ruhig.

„So? Es iſt uns wohl nicht gut genug? Oder wir haben zu gut gefrühſtückt? He? Ich werde künftig die Schlüſſel mitnehmen. Oder wir wollen es für den Schlingel da aufheben, weil ich geſagt habe, er ſoll hungern zur Strafe. Haha! Ich kenne das! Aber nicht ſchmecken ſoll er es. Was übrig bleibt, wird aufgehoben. Ich will es heute Abend eſſen. Verſtanden?“

„Ja,“ erwidert die Frau halb flüſternd. Sie wagt nicht zu Conrad hinüber zu ſehen — er hatte ſich ſo ſehr darauf gefreut.

Digitized by Google

Nach dem Essen streckt sich der Hausthyrann auf das Kanapee, um ein Mittagsschläfchen zu halten. Niemand darf sich rühren, damit er nicht gestört werde. Die Frau schleicht auf Strümpfen, Marie spielt draußen, Conrad hat sich in der Ecke an die Erde gesetzt, die Kleinste ist, den Kopf auf die Fußbank gelegt, eingeschlafen. Auch der Tyrann schnarcht laut. Da fällt die Kleine mit dem Kopf herab und schreit laut auf.

Wüthend springt der Tyrann empor.

„Nicht einmal eine Minute Ruhe gönnen einem die Bälge!“ ruft er aus und schlägt das kleine Kind auf die Finger.

Dies kann die arme Frau nicht mehr ertragen. Sie springt hinzu, hebt das Kind empor und ruft: „Die Kleine will ich zum wenigsten schützen!“

Des Mannes Stirnadern schwellen.

„Du — Du?“ ruft er wüthend, „Du — sie schützen? Du willst mir wohl wehren, das Mädchen für seine Ungezogenheit zu strafen? Du! Nimm Dich in Acht mit Deiner verdammten Widerspänstigkeit — oder Dir selbst ergeht es nicht besser!“

„Mich magst Du lieber schlagen, als das Kind!“ ruft die Frau.

„So! Setz' das Kind an die Erde! — Ist es gefällig! Nun will ich es erst bestrafen. Ich will Ruhe haben des Mittags!“ Er erfaßt die Kleine, sperrt sie in eine Kammer nebenan, zieht den Schlüssel ab und streckt sich wieder auf das Kanapee.

Die unglückliche Frau weint. „Sei nicht so hart!“ bittet sie.

Digitized by Google

„Ruhig!“ fährt sie der Mann an. „Marsch aus der Stube! Ich habe gesagt, daß ich Ruhe haben will! Aber Du freust Dich, wenn ich gestört werde, Du stachelst die Kinder noch dazu an — marsch hinaus, damit ich Dich gar nicht sehe!

Die Frau verläßt das Zimmer. Sie muß es, wenn sie es nicht zum Aeußersten kommen lassen will. Schon viel hat sie ertragen.

Ruhig vollendet der Haustyrann sein Mittagsschläfchen und geht dann in ein Café, weil zu Haus des Mittags kein Kaffee gekocht werden darf und — ihm derselbe im Café besser schmeckt. Seine Frau und die Kinder brauchen keinen.

Nach zwei Uhr geht er wieder in's Geschäft. Er ist Steuerschreiber und für seine äußerst geringen Kenntnisse bezieht er einen sehr guten Gehalt. — Seine Cigarre ist noch nicht aufgeraucht, er mag sie nicht wegwerfen und sie im Munde, tritt er in das Steuergebäude ein. Seine Vorgesetzten kommen ohnehin erst um drei Uhr — sie sehen es also nicht — sonst —! Ihnen gegenüber ist er übermäßig artig, ebenso furchtsam und kriechend, als er zu Haus tyrannisch ist. In seinem Leben hat er sich gegen sie noch nicht verantwortet, selbst wenn er im Recht gewesen ist. Er würde sich von ihnen auch treten lassen und tief für jeden Fußtritt den Hut ziehen. Er zittert fast in ihrer Nähe. Deshalb hat er auch Carriere gemacht und hat sich vom gewöhnlichen Bedienten zu dieser Stelle aufgeschwungen.

Selbst den Hut behält er in dem Steuergebäude auf dem Kopfe. Da tritt ihm unerwartet ein Steuerrath entgegen. Er erbleicht, als er ihn erblickt. Den Hut reißt

Digitized by Google

er vom Kopfe. Die Cigarre entfällt seinem Munde — zum Glück indeß nicht auf die Erde, sondern zwischen Rock und Chemisette. Sie wird beides versengen — er glaubt es schon zu riechen — aber der Steuerrath hat sie sicherlich nicht bemerkt.

Dicht an die Wand gepreßt, den Hut in der Rechten, sich tief verbeugend, steht er da, läßt den Vorgesetzten unter wiederholten Verbeugungen vorübergehen, athmet tief auf und findet es noch eine Auszeichnung, daß ihn der Herr Rath nicht einmal eines Grußes und Blickes würdigt.

Schon will er mit der Linken die Cigarre hervorholen, da wendet sich der Rath noch einmal um.

„Hesse!“ spricht er kurz, barsch zu ihm, „Er weiß, daß hier nicht geraucht werden soll. Treffe ich Ihn noch einmal mit der Cigarre, so hat Er etwas Anderes zu erwarten!“

Bebend, mit halb geöffnetem Mund steht der Haustyrann da. Seine Wangen sind erbleicht. Gebeugt geht er weiter und wagt kaum aufzublicken. Erst als er in einem kleinen dunklen Nebengemache seinen Geschäftsrock anzieht, wagt er die Cigarre hervorzuholen. Jetzt ballt er die Faust — das — — das soll seine Frau am Abend büßen! — —

Die echten Haustyrannen sind nur im Hause Wüthriche. Gegen Andere sind sie furchtsam, unterthänig, kriechend. Es ist Bedürfniß für sie, ihre Familien zu knechten. Meistens giebt ein ungerechtes Geschick solchen Männern noch sanfte, duldsame Frauen, welche sich für alle Tyrannei ihres Mannes mit den Worten der Bibel trösten: „Der Mann ist des Weibes Herr!“

Der Haustyrann ist der schrecklichste aller Ehemänner.

Digitized by Google

Nur was er gern ißt, muß die Frau kochen — nur sein Wille, seine Wünsche gelten, denn die Frau darf weder Willen noch Wünsche haben. Sie muß mit ihm spazieren gehen und wenn sie die fürchterlichsten Zahnschmerzen hat, sie muß bis spät in die Nacht sitzen und auf ihn warten, nur weil er nicht Lust hat, den Hausschlüssel mitzunehmen, und wehe ihr, wenn der Schlaf sie überrascht, wenn sie sein Pochen nicht sofort hört.

Für seine Familie hat er weder einen freundlichen Blick, noch ein freundliches Wort. Er ist die Familie — für ihn ist Alles da. Es dürfte in seinem Hause weder gekocht, noch geheizt werden, wenn er nicht essen und warm sitzen wollte. Sein Blick sucht immer nach einem Gegenstande für seinen Grimm. Er untersucht die Sachen seiner Frau und schilt, wenn er glaubt, daß sie nicht in Ordnung sind, und das glaubt er stets. Er will Hasen- und Gänsebraten essen und tobt über das Geld, was seine Frau dafür ausgiebt. In der Wuth kann er ihr ein halbes Dutzend Teller an den Kopf werfen und hinterher zieht er ihr dieselben am Wochengelde ab, weil sie die Ursache ist, daß sie zerbrochen sind. Auf sie wälzt er überhaupt Alles, was er selbst verschuldet. Er bestimmt die Gerichte, welche gekocht werden sollen, und er hat sich durch Unmäßigkeit den Magen verdorben, so wüthet er gegen sie. Und wehe ihr, wenn sie ihn vorher warnen wollte!

Durch nichts kann ein Haustyrann zufriedengestellt werden, und wenn der Engel Gabriel eine Crinoline anzöge und seine Häuslichkeit zum Paradiese umschaffte, er würde sie für ein Eulennest erklären, und toben — es gehört zu seiner Verdammung. Seiner Frau verbietet er jeden Spiegel,

Digitized by Google

weil er in seinem Hause keine Eitelkeit dulden will, und sich selbst läßt er jedes graue Haar auszupfen und alle zwei Tage Locken brennen. Ihr macht er Vorwürfe, daß sie nichts verdiene, und er selbst beschäftigt sich vielleicht nur damit, ihr Vermögen durchzubringen.

Ihn zu zähmen giebt es nur eine Möglichkeit: wenn er eine zweite Frau bekommt, welche ihm in Allem die Spitze bietet, seine Drohungen nicht fürchtet, sondern ihm mit eingestemmten Armen entgegentritt, und wenn es zum Aeußersten kommt, ihm eine geballte Faust vor die Augen hält. Dann wird er anders, und wenn sie consequent bleibt, kann sie ihn zuletzt dahin bringen, daß er Nachts aufsteht und die Kinder in Schlaf wiegt, früh Morgens Kartoffeln schält und die Einladung eines Freundes abbestellt, — weil sie in das Theater gehen will. Wehe aber dann der unglücklichen Magd, wenn die Frau nicht daheim ist. Gegen sie läßt er alt seinen Ingrimm los!

III.

Der Zerstreute.

Mehrere junge Frauen sitzen beim Kaffee zusammen. Sie sprechen natürlich über ihre Männer. Die eine derselben hat den Anfang dieses Gespräches gemacht. Sie hat die Vorzüge und trefflichen Eigenschaften ihres Mannes

Digitized by Google

hervorgehoben, und nun hat es eine jede für ihre Pflicht gehalten, ihren Mann noch weit mehr zu loben und in ein noch viel günstigeres Licht zu setzen. Alle haben nach diesen Schilderungen wahre verkleidete Engel zu Gatten, wirkliche Ausbunde von Tugendhelden, die ihre Frauen auf den Fingerspitzen tragen und selbst im Schlafe nur auf neue Liebenswürdigkeiten sinnen. Kaum hat die erste indeß schüchtern, mit leisem Erröthen gestanden, daß ihr Gemahl bei alle dem doch einige kleine Schwächen und Fehler besitze, so wird sie auch hierin von ihren Freundinnen überboten, und jede hat nun an dem ihrigen eine solche Menge unangenehmer und schlechter Eigenschaften entdeckt, daß sie ihre Männer als wirkliche Musterexemplare schlechter und lüderlicher Burschen hinstellen.

Der eine trinkt des Abends zu viel und kommt regelmäßig sehr ärgerlich nach Haus, der andere hat seiner Frau schon seit zwei Jahren einen neuen Mantel versprochen. hält indeß nicht Wort, weil er jeden Abend spielt und immer verliert; der dritte bekommt schon in seinem dreiunddreißigsten Jahre so viel greise Haare, daß seine Frau sich schämt, mit ihm spazieren zu gehen, und der vierte hat so viel absonderliche Mucken im Kopfe, daß sie sich nicht aufzählen lassen.

Nur die eine der jungen Ehefrauen hat während des ganzen Gespräches geschwiegen und über ihren Mann noch kein einziges Wort, weder ein lobendes, noch ein tadelndes gesprochen.

„Du bist gewiß ganz glücklich, liebe Anna," fragt sie eine ihrer Freundinnen, „denn Dein Mann ist sicherlich gut!?"

Digitized by Google

„Ja, er ist herzensgut," fällt die junge Frau ein, fügt aber etwas langsamer hinzu: „Wenn er nur nicht gar zu zerstreut wäre!"

„Zerstreut!" rufen die Andern fast gleichzeitig, herzlich froh, daß auch Anna an ihrem Manne etwas auszusetzen hat. „Zerstreut!" Gottlob, das sind unsre Männer nicht."

Von allen Seiten gedrängt und gequält, muß die junge Frau Mehreres aus dem Leben ihres Mannes und ihrem ehelichen Glück erzählen. Schüchtern theilt sie mit, wie er sie durch seine Zerstreutheit oft in die peinlichste Verlegenheit versetze. Erst kürzlich seien sie am Sonntag Morgen in einer Droschke fortgefahren, um eine feine Visite zu machen. Sie habe sich gefreut, daß ihr Mann seine Toilette mit so viel Aufmerksamkeit gemacht, nicht einmal die weißen Handschuhe habe er vergessen.

Ganz glücklich sei sie vor ihm die Treppe hinaufgegangen. Mit leichtem Herzen habe sie den Geheimen Rath und dessen Frau begrüßt, da habe sie mit Schrecken bemerkt — sie hält inne. Die Erinnerung wirkt zu mächtig auf sie.

„Was denn? Er hatte doch nicht das Schnupftuch vergessen? — Er hatte sich doch gewaschen? — Er trug doch eine Weste?" fallen die Anderen hastig fragend ein.

Sie schüttelt verneinend mit dem Kopfe. „Viel schlimmer!" erwidert sie, dem Weinen nahe. „An dem linken Fuße hatte er einen Lackstiefel, an dem rechten einen rothgestickten Hausschuh! — Ich glaubte in die Erde sinken zu müssen vor Schreck!"

Die Freundinnen versicherten ihr, daß sie an ihrer Stelle auch wirklich versunken sein würden. „Und so ergeht es mir immer," fährt die unglückliche junge Frau fort.

Digitized by Google

„Keinen Tag, keine Stunde bin ich sicher, daß er mir nicht durch seine Zerstreutheit die größte Verlegenheit bereitet. Gestern Abend waren wir zusammen im Theater. Wir fuhren heim. Vor unserer Wohnung angekommen, hob er mich aus dem Wagen und da drückte er mir fünf Groschen in die Hand und gab dem Droschkenkutscher einen Kuß! Es ist schrecklich!"

Die Freundinnen nehmen die regste Theilnahme an ihrem Geschick. Im Geiste versetzen sie sich in ihre und des Droschkenkutschers peinliche Lage.

Im gewöhnlichen Leben sieht Niemand dem Manne dieser jungen Frau, dem Assessor Sommer, diese Zerstreutheit an. Er gilt allgemein als ein Mann mit dem rechtschaffensten Herzen und den ausgebreitetsten Kenntnissen. Er kann sogar für schön gelten. Eine hohe vorgebaute Stirn, einen feingeschnittenen Mund und eine etwas gebogene Nase. Nur in seinen braunen Augen liegt ein schwärmerischer Ausdruck. Er kennt seine Schwäche und nimmt sich meistens gewaltsam zusammen, sobald er sich indeß nur wenige Minuten unbeachtet gehen läßt, sobald er irgend einen Gegenstand in Gedanken verfolgt, spielt seine Zerstreutheit ihm die tollsten Streiche. Am Morgen sitzt er mit seiner Frau am Kaffeetische. Er pflegt eine Cigarre dazu zu rauchen und die Zeitungen zu lesen. Er liest über die Zustände Frankreichs, und das ist ein Gegenstand, der den besonnensten Menschen auf Nebengedanken führen muß. Er läßt sich ganz davon beherrschen. Zerstreut nimmt er den Theelöffel in den Mund und rührt mit der Cigarre den Kaffee um.

Digitized by Google

Der Zerſtreute.

Digitized by Google

„Aber, bester Theodor!“ ruft Anna. „Was machst Du denn?“

„Ich ärgere mich über den französischen Schwindel!“

„Aber Deine Cigarre — der Theelöffel!“

Unwillig lächelnd wird er seine Zerstreutheit gewahr. Ruhig legt er die Cigarre auf die Tasse und wirft den Löffel zum Fenster hinaus.

„Erinnere mich nur immer daran, wenn Du mich auf einer Zerstreutheit ertappst,“ spricht er ruhig, „damit ich endlich diese Schwäche verliere.“

Fast jeden Tag passirt es ihm, daß er zu seiner Frau, die er auf das zärtlichste liebt, in strengem, gebieterischen Tone spricht und das Dienstmädchen „liebes Kind“ oder „mein Herz“ anredet.

Lange Zeit schon hat er sich auf den Geburtstag seiner Frau gefreut. Auf das Lustigste soll er gefeiert werden. Er will sie an diesem Tage mit Ueberraschungen überhäufen. Am Morgen, während sie noch schläft, baut er in ihrem Zimmer die Geschenke auf, welche er für sie bestimmt hat. Mit Jubel führt er sie dann hinein. Alles ist gelungen, nichts vergessen. Anna freut sich am meisten über das Letztere. Die Zerstreutheit ihres Mannes hat ihr schon so manche Verlegenheit bereitet. In der Sorgfalt, mit welcher Alles angeordnet, erkennt sie am deutlichsten seine Liebe. Und auch beim Kaffeetrinken bemerkt sie nicht das geringste Zeichen seiner Schwäche an ihm.

Als er fortgeht auf sein Büreau, bittet er sie, für den Abend nichts zu bestimmen. „Heute gehörst Du mir,“ spricht er. „Und heute Abend wollen wir vergnügt sein — aber ganz allein,“ fügt er lächelnd hinzu, so daß Anna

Digitized by Google

ſchon aus ſeinem Lächeln erräth, daß er etwas Beſonderes im Sinne hat.

Er denkt an dieſem Tage an keine Arbeit. Auf dem Büreau angekommen, ſchreibt er eine Anzahl Briefe. Einladungen zu einem Souper am Abend. Alle ſeine Freunde will er an dieſem Tage um ſich ſehen. Zu Ende mit den Briefen eilt er fort, um die nöthigen Beſtellungen und Einkäufe für den Abend zu beſorgen. Seine Frau ſoll weder Mühe noch Kenntniß davon haben.

In einem Hotel beſtellt er das ganze Souper. Selbſt Tiſchzeug, Geſchirr und Aufwartung wird ihm mitgeliefert, weil es ſonſt nicht möglich iſt, ſeine Frau zu überraſchen. Torten und Eis werden beim Conditor beſtellt, die feinſten Weine in einer Weinhandlung ausgeſucht. Er denkt an ſeine Zerſtreutheit. Gewaltſam nimmt er ſich zuſammen — er hat nichts vergeſſen — nichts.

Der Morgen iſt geſchwunden. Sein Dienſtmädchen weiht er in den Plan ein, damit ſie das Nöthige beſorgen kann. Bei dem Mittagseſſen theilt er Anna mit, daß er einen Wagen zu einer kleinen Partie beſtellt habe. „Wir ſind aber allein," fügt er noch einmal lächelnd hinzu.

Pünktlich ſteht der Wagen vor der Thür. Anna iſt glücklich. Ihr Mann iſt ſo gut und aufmerkſam und ſeine Zerſtreutheit ſcheint ganz geſchwunden zu ſein. Wenn er ſo bliebe! — Sie fahren nach einem benachbarten Orte. Heiteres Wetter begünſtigt ihre Fahrt.

Gegen Abend erinnert Anna an die Heimkehr. Sommer will noch nichts davon hören. Er bietet Alles auf, ſie zu beluſtigen und noch zurück zu halten. Anna hat bereits errathen, daß er noch eine Ueberraſchung für ſie

Digitized by Google

auf den Abend hat und sie will ihm seine Freude nicht verderben.

Es ist bereits Abend geworden, als sie die Stadt wieder erreichen. Vor ihrer Wohnung angelangt, staunt Anna, weil sie fast alle Fenster erhellt sieht.

„Was ist das, Theodor?“ fragt sie.

„Ich weiß es nicht,“ erwidert er lächelnd. „Komm, wir werden sehen. Vielleicht haben wir Besuch erhalten.“

Singend führt er seine junge Frau die Treppe hinauf. Er ist so lustig. Er horcht, ob er drinnen keine Stimmen vernimmt. Noch ist Alles still. Er öffnet die Thür, und überrascht bleibt Anna stehen.

Eine lange Tafel für zwanzig Personen steht in hellster Beleuchtung vor ihr. Torten mit ihrem Namenszuge, Blumen in Vasen und Töpfen lachen ihr entgegen. Das Tafelzeug schimmert. Auf einer der weißen Servietten liegt ein Blumenkranz. Zu ihm führt er sie.

„Hier, mein Engel!“ ruft er — „hier ist der Platz für das Geburtstagskind. Und dort — und dort — überall wirst Du bald Gesichter sehen, welche Du gern hast.“

„Theodor — Theodor!“ ruft Anna in der That überrascht und fällt ihm um den Hals. „Du hast zuviel gethan!“

„Haha!“ lachte er. „Ich wollte nur sehen, wie die Armleuchter, welche ich Dir heute Morgen beschеert habe, brennen.“

Heimlich zieht er das Mädchen zur Seite und fragt: „Ist kein Brief gekommen? Hat Niemand abgesagt?“

„Niemand.“

„Sie kommen Alle — Alle!“ jubelt er laut. „Ausdrück-

Digitized by Google

lich habe ich bei der Einladung bemerkt, daß ich keiner Nachricht bedürfe, sobald sie angenommen sei. Es hat keiner von Allen abbestellt. Das ist köstlich! Haha! Ich kenne meine alten Pappenheimer! Einen lustigen Abend wollen wir feiern."

Neugierig, prüfend hat Anna einen Blick über die Tafel fliegen lassen. Es fehlt nichts — nicht einmal die Zahnstocher. In einer Ecke steht ein mächtiger Flaschenkorb, und rothe, gelbe und grüne Köpfe schimmern daraus hervor.

Eine sorgfältig gedeckte Tafel, kurz vor dem Eintreffen der Gäste, wenn die Kerzen brennen, wenn Alles fertig ist, hat etwas Feierliches, erwartungsvoll Spannendes.

Anna will forteilen, um noch Toilette zu machen. Sommer hält sie zurück.

„Du mußt bleiben, wie Du bist!" ruft er, „sonst schwindet für mich jeder Glaube, daß ich Dich überrascht habe. So bist Du mir am Schönsten!" Er umschlingt sie zärtlich.

„Wo sie nur bleiben," fährt er fort und blickt nach der Uhr. „Es ist schon acht. Unsere Freunde scheinen sehr vornehm zu werden! — Es ist doch Alles bereit?" ruft er dem Mädchen noch einmal zu.

„Alles. Es kann sofort servirt werden."

„Gut — gut! Nur keinen Aufenthalt, wenn Alle da sind. Auch nicht eine Minute möchte ich von diesem Tage ungenutzt vorüber gehen lassen!"

Aber Minute auf Minute schwindet. Die Uhr schlägt ein Halb auf Neun — endlich Neun, und noch Niemand ist erschienen. Sommer läuft unwillig im Zimmer auf und ab; dann wieder schaut er aus dem Fenster.

Digitized by Google

„Die ganze Freude verderben ſie mir durch dies verdammt lange Ausbleiben!“ ruft er ärgerlich. „Es iſt als ob ſie ſich verabredet und verſchworen hätten, ſonſt würde zum wenigſten ſchon einer gekommen ſein! Ich werde es aber ebenſo machen, wenn mich Einer von ihnen einladet. Um zwölf Uhr Nachts werde ich anfangen Toilette zu machen und um ein Uhr langſam hingehen. Aus dem Schlafe will ich ſie noch obenein klingeln!“

Anna ſelbſt vermag dies Zögern nicht zu begreifen, dennoch ſucht ſie ihn zu beruhigen. „Sie haben ſich vielleicht doch verabredet und irgend einen Scherz im Sinne.“

„Nun darin finde ich keinen Scherz, daß ſie das Eſſen geſchmacklos werden laſſen!“

Es ſchlägt ein Halb auf Zehn.

„Zum Kuckuk!“ ruft Sommer unwillig vom Sopha aufſpringend, wohin er ſich neben ſeine Frau geſetzt, um zu verſuchen, ob er nicht durch daſſelbe Mittel, durch welches man Zahnſchmerzen vertreibt, auch ſeine Gäſte herbeilocken könne — nämlich durch Geduld. „Zum Kuckuk! Ich bin hungrig, durſtig, ärgerlich. Ich begreife es nicht!“

Unwillig ſchlägt er einer Flaſche den Kopf ab und fängt zum wenigſten an, den Durſt zu löſchen.

„Trink, Anna, trink! Ich wollte, wir könnten Alles austrinken, damit ſie auch nicht einen einzigen Tropfen mehr fänden, wenn ſie endlich kommen! Trink, mein Schatz! Es geht nichts über pünktliche Freunde.“

„Beſter Theodor,“ erwidert Anna, „wenn Du nur nicht am Ende vergeſſen haſt —“

„Nichts habe ich vergeſſen!“ fällt Sommer ein. „Ich weiß, daß ich zerſtreut bin, aber ich habe mich gewaltſam

Digitized by Google

zusammengenommen. Heute bin ich es nicht gewesen. Was sollte ich vergessen haben? Was? Nichts! Sieh her! Hier liegt sogar der Korkzieher — dort auf dem Stuhle, wo Deine Freundin sitzen soll, ein Rückenkissen, weil sie stets über Rückenschmerzen klagt. Dort, wohin ich den dicken Kaufmann bestimmt habe, habe ich eine Decke legen und den stärksten Stuhl im ganzen Hause stellen lassen, weil ich weiß, daß er mit Stillschweigen über jeden Abtreter hinwegschreitet und jeden Stuhl zerbricht! Dort — dort zum Kuckuk! Nichts habe ich vergessen."

„Hast Du denn auch wirklich die Einladungsbriefe fortgeschickt?" fragte Anna schüchtern.

Sommer sieht sie regungslos, mit starren Augen an. „Die Einladungsbriefe?" wiederholt er langsam. Eben so langsam schlägt die Abenduhr zehn.

„Die Einladungsbriefe?" ruft er lauter. Plötzlich schlägt er sich heftig vor die Stirn — er entsinnt sich, daß sie noch auf seinem Büreau liegen.

„Sie liegen noch auf meinem Büreau. Ich hole sie — sende sie fort. In einer halben Stunde ist Alles besorgt."

„Ich glaube nur nicht, daß unsere Freunde Abends elf Uhr noch in Gesellschaft gehen werden!" wirft Anna ein. Den ganzen Tag hat sie sich so glücklich gefühlt, nun muß er noch ein so schlechtes Ende nehmen.

„Gut — gut — dann essen wir allein!" ruft Sommer. „Habe ich Dir heute Morgen nicht gesagt, daß wir heute Abend ganz allein sein würden?" fügte er mit bitterem Spott hinzu.

Anna hat jede Lust zum Essen verloren und geht auf ihr Zimmer, um sich zur Ruhe zu begeben. Auch Sommer

Digitized by Google

fühlt, daß sein Hunger geschwunden ist, nur Durst hat er noch. Ein Glas nach dem andern leert er. Die sorgfältig gedeckte Tafel, welche zwei Stunden früher einen fast feierlichen Eindruck hervorgerufen hatte, blickt ihn jetzt unheimlich an. Sie sieht fast aus, wie eine geschmückte Leiche.

„Die verfluchte Zerstreutheit!“ flucht er, als er die dritte Flasche entkorkt. „Alles war so gut vorbereitet, so gelungen! Und obenein wird der Spott nicht ausbleiben, wenn es bekannt wird!“

Mit einem Gesicht, das noch unangenehmer aussieht, wie der schlechteste Apriltag, geht er am folgenden Morgen zum Büreau.

Ein Freund — auch er gehörte zu den brieflich Eingeladenen — begegnet ihm und legt die Hand in seinen Arm.

„Ich hatte gestern Abend mit noch einigen Freunden die Absicht, Dich zu besuchen, lieber Sommer,“ spricht er. „Wir standen bereits vor Deinem Hause, kehrten indeß um, weil wir sahen, daß große Fête bei Dir war.“

„Nichts war bei mir!“ erwidert Sommer ärgerlich.

„Nichts? Niemand?“

„Ich war mit meiner Frau allein.“

„So! Haha! Das glaube ich wahrhaftig nicht. Wer mit seiner Frau allein ist, wird sicher nicht drei Zimmer auf das Prachtvollste erleuchten.“

„Warum nicht! Wenn er nun zuviel Oel, zuviel Lichte hat, wenn es ihm nun einmal Vergnügen macht. Ueberhaupt das geht Niemand etwas an!“

Er geht unwillig fort. Die Zähne hat er aufeinander gebissen. Auch das noch. Die Freunde gehen wieder fort, weil er sie vergebens erwartet. Und das Alles ist seine

Digitized by Google

Schuld. „Die ganz verdammte Zerstreutheit!“ ruft er, sich auf's Neue vor die Stirn schlagend, als er auf sein Büreau tritt. Da liegen die Briefe. Er schellt und sendet seinen Schreiber sofort damit zur Post. Dann setzt er sich an die Arbeit, um nachzuholen, was er am Tage zuvor versäumt hat.

Und am Abend? Die geladenen Gäste stellen sich sämmtlich ein — in feinster Toilette. Sie staunen, als sie noch alle Fenster unerhellt sehen. Trotzdem gehen sie die Treppe hinauf und klingeln.

Die Magd tritt heraus. Sie ist überrascht und weiß von nichts. „Der Herr Assessor ist mit seiner Frau in's Theater gegangen,“ stammelt sie.

Ja, die verdammte Zerstreutheit!

IV.

Das fünfte Rad am Wagen.

Es giebt Männer, die eigentlich zu nichts in der Welt nützlich sind und von denen es schwer zu begreifen ist, weshalb sie eigentlich geschaffen sind. Sie haben nur ein einziges Verdienst; meist bringen sie nämlich sogleich einen reichen Vater mit auf die Welt und zehren ihr ganzes Leben hindurch davon. Sie haben auch eine Mutter gehabt, welche sie von Jugend auf verwöhnt und verhätschelt und ihnen noch im achtzehnten Jahre das Haar gescheitelt und den Rock

Digitized by Google

zugeknöpft hat. Als Jünglinge haben sie stets feine Handschuhe und zart geröthete Wangen getragen und eine Menge stiller Mucken entwickelt, mit denen sie ihre Mutter und Tanten fast bis zum Tode gepeinigt.

Als sie älter geworden sind und in unbegreiflicher Naturverirrung ihnen ein Bart gewachsen ist, haben sie sich für Männer gehalten und nach den Regeln der Naturgeschichte muß man sie leider in die Ordnung des männlichen Menschengeschlechtes setzen. Es sind indeß geistige Eunuchen, die bei ihren Freunden, in Gesellschaften, im Leben — überall als geduldete Exemplare nebenher laufen. Sich selbst amüsiren, andere langweilen sie fast immer. Da sie indeß meist schon vom zwanzigsten Jahre an sich in den Fremdenbüchern als Rentiers einzeichnen, verdienen sie Schonung und Berücksichtigung, denn das freie Gewerbe der Rentiers wird nun einmal von den meisten Menschen unverdienter Weise respectirt.

Die männlichen Exemplare mit zierlichen Füßen und dem Hasenherzen in der Brust könnten ganz vergnügt durch das Leben wandeln, wenn sie sich mit ihrem Junggesellenstande begnügten. Sie könnten Mittags ungestört in einem Kaffeehause sitzen, ein Stück Kuchen essen und zuschauen, wie zwei Freunde Schach spielen, sie könnten noch ungestörter sich Nachmittags in irgend einer Gartenrestauration langweilen und Abends vornehmen, was sie wollten, aber es plagt sie der Hochmuthsteufel und sie streben sich zu verheirathen. Sie haben eine sonderbare Anschauungsweise von der Ehe, sonst würden sie nicht Alles daran setzen, diese thörichte Laune befriedigt zu sehen.

Und bei alledem könnten sie noch ein glückliches Leben

Digitized by Google

führen, wenn sie sich ein Mädchen zur Frau nähmen, das bescheiden in seinen Ansprüchen und in dem Glauben erzogen ist, daß der Mann des Weibes Haupt ist, wenn sie eine Frau suchten, die ihre Lebensaufgabe darin findet, die Wäsche in musterhaftem Zustande zu erhalten und die Lieblingsgerichte des Mannes zu kochen, die ganz in den Mutterpflichten aufgeht, wenn das Geschick ihr Kinder beschieden hat.

An das Alles denkt er nicht. Er wählt sich eine Salondame, die ihn durch ihre äußeren Reize bestochen hat und seine Hand annimmt, weil sie zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß die Frau eines Rentiers ein angenehmes Leben führen kann, auch wenn sie ihren Mann nicht liebt. Er hat überhaupt keine weitere Bedeutung für sie.

Der junge Gatte schwelgt die ersten Wochen nach seiner Vermählung in dem glücklichen Gefühle, daß er der Mann einer Frau ist. Sie beherrscht ihn zwar vollkommen, allein er fügt sich ihren Wünschen und Befehlen unbedingt und ist außerordentlich lustig, daß sie ihn in ihrer Nähe duldet. Ein solches Verhältniß wird natürlich für die Frau äußerst lustig, sie läßt jede Rücksicht schwinden, und von nun an ist der Mann für sie nur noch das fünfte Rad am Wagen. Die Zahl solcher fünften Räder unter den Ehemännern ist bedeutend größer, als die meisten Menschen in ihrem Unschuldszustande sich träumen lassen. Solche Verhältnisse werden zwar häufig, wenn die Frauen klug sind, nach außen hin mit einem Schleier verhüllt, ein Blick hinter die Gardine des ehelichen Lebens zeigt indeß die fünften Räder in ihrem ganzen traurigen, nichts durchbohrenden Dasein.

Der junge und reiche Ferdinand Schlaumilch hat sich

Digitized by Google

vermählt. Er ist nahe an vierzig Jahre, wird indeß stets noch der junge „Schlaumilch“ genannt, weil er sich wie ein jugendlicher Stutzer kleidet und eine so feine, dünne Stimme hat, wie ein Knabe, der zum ersten Male heimlich hinter einer Hecke eine Cigarre seines Vaters zu rauchen versucht.

Seine Frau, eine große, schöne Erscheinung, ist die Tochter eines Bankiers, der zweimal unglücklich Bankerott gemacht und das Gerettete längst verzehrt hat. Sie hat eine reiche, verwöhnte Jugend durchlebt und würde den hellblonden Schlaumilch nie eines Blickes gewürdigt haben, hätte sie nicht eingesehen, daß sie zur Fortführung ihres früheren Lebens eines reichen Mannes bedürfe.

Schlaumilch ist stolz auf seine Frau. In Gesellschaften und auf Bällen hofft er mit ihr zu glänzen, und Aurora — so ist sie getauft — glänzt auch, wenn auch auf den armen Ferdinand nicht einmal ein Abglanz ihres Schimmers fällt.

Zuerst hat sie als Tochter eines Bankiers alle Geldangelegenheiten mit Entschiedenheit in ihre Hand genommen und verwaltet Schlaumilch's Vermögen. Er hat dazu schweigen müssen, weil er ihr Mann ist. Sie hat ihm ein Taschengeld ausgesetzt, und Schulden wagt er nicht zu machen, weil sie sogleich das erste Mal mit Entschiedenheit erklärt hat, daß sie nie wieder Schulden für ihn bezahlen werde.

Er liebt sie mit einer gymnasiastenhaften Zärtlichkeit, erschöpft sich in den zudringlichsten Aufmerksamkeiten gegen sie und läßt sich durch ihre Kälte weder zurückschrecken, noch

Digitized by Google

klug machen. Sie läßt sich von andern Herren den Hof machen, und ihn quält die glühendste Eifersucht.

Wenn er nur irgend ein Mittel wüßte, ihre Liebe und ihren Dank zu gewinnen. Er muß sie in's Theater begleiten, und sie unterhält sich dort mit Anderen. Mittags fährt sie spazieren, er sitzt auf dem Vordersitze ihr gegenüber, aber für ihn hat sie weder einen Blick, noch ein Wort, ihr Auge sucht nach berittenen Officieren. Und wenn diese neben dem Wagen reiten, kann sie plaudern und lachen, während sie ihm gegenüber immer gähnt.

Wagt er sich in ein Gespräch, welches sie mit Anderen führt, zu mischen, so bringt sie ihn mit einem „Aber Ferdinand, ich bitte Dich!" zum Schweigen, ehe er fünf Worte gesprochen. Höchstens duldet sie, wenn es heiß ist, daß er ihr ein Glas Eis an den Wagen bringt und das leere Glas zurückträgt.

Mit Gewalt will er ihre Liebe erringen, er will ihr zeigen, daß für sie ihm kein Opfer zu groß ist. In einigen Tagen ist großer Ball. Die ganze vornehme und reiche Welt nimmt daran Theil. Er weiß, daß auch seine Frau nicht gern auf ihm fehlen wird und heimlich holt er dazu zwei Entrée- und Tafel-Billets. Er bezahlt sie von seinem Taschengelde.

Das Herz schlägt ihm schneller vor Freude, wenn er an die Ueberraschung denkt, welche er seiner Frau dadurch bereitet. Gerührt fällt sie ihm vielleicht um den Hals. Bis zu dem Morgen des Ballabends will er mit der Ueberaschung warten, so schwer ihm dies auch wird.

Ziemlich geduldig erträgt er in dieser Erwartung, daß

Digitized by Google

seine Frau am Tage zuvor, als sie den Schlitten zum Spazierenfahren bestellt hat und er sich vergnügt in seinen Pelz wirft, ihn mit den Worten zurückweist: „Du kannst nachher oder morgen fahren — ich habe schon Begleitung.“ — Er wagt nicht zu widersprechen. Durch das Fenster sieht er, daß ein Husarenlieutenant im Schlitten auf sie wartet und mit ihr davon fährt. Es kränkt ihn doch. Heftig schellt er und fährt das eintretende Mädchen heftig an, weil — weil der Canarienvogel kein Wasser hat. Er ist auf das Aeußerste aufgebracht, schwört, daß er von seiner Macht als Mann des Hauses Gebrauch machen werde, bis ihm das Mädchen schnippisch droht, sie werde es seiner Frau sagen. Da schweigt er.

Seine Frau kehrt zurück. Der Lieutenant begleitet sie, er tritt mit ihr ein. Jede Lust ist ihm jetzt zum Schlittenfahren vergangen. Er will seine Frau nicht mit dem Lieutenant allein lassen. Als sie aber zu ihm sagt: „Ferdinand, Du wünschest ja auch zu fahren, ich habe den Schlitten warten lassen,“ zieht er unwillig den Pelz an, eilt hinab und wirft die Hausthür heftig, donnernd zu, weil — er sicher weiß, daß Aurora dies nicht hören wird.

Am folgenden Morgen tritt er mit freudestrahlendem Gesichte zu ihr in's Zimmer. Beim Kaffeetrinken will er sie überraschen, die Billets hat er in der Tasche. Die Ungeduld macht ihn zerstreut. Dreimal nimmt er Zucker in die erste Tasse und rührt und rührt, den Löffel verkehrt in der Hand.

„Aurora,“ spricht er endlich mit klopfendem Herzen. „Ich habe Dir eine kleine Ueberraschung zugedacht.“

Aurora blickt ihn erstaunt an. „Ich will Dich heute

Digitized by Google

Abend zu Balle führen. Die ganze vornehme Welt ist dort versammelt. Du wirst Dich gewiß außerordentlich amüsiren."

„Du mich zu Balle führen!" wiederholt die Frau mit kaltem, spöttisch lächelnden Blick auf ihn.

„Gewiß — Gewiß!" ruft Schlaumilch vergnügt. „Hier sind zwei Billets — von meinem Taschengelde habe ich sie bezahlt!"

Erwartungsvoll blickt er sie an. Dies ist der Augenblick, wo sie ihm gerührt um den Hals fallen muß, wenn sie gesonnen ist, es zu thun.

„Die Ausgabe hättest Du Dir sparen können," erwidert sie. „Ich habe selbst schon für Billets gesorgt. Ich wollte Dir soeben sagen, daß Du mich begleiten solltest!"

„Du hast schon Billets!" ruft Ferdinand fast erschreckt. „Was soll ich denn mit den meinigen anfangen?"

„Das ist Deine Sache."

„Ich habe sie von meinem Gelde gekauft."

Sie antwortet nicht darauf. — „Um halb acht Uhr heute Abend halte Dich bereit — auf die Zeit habe ich den Wagen bestellt," spricht sie und steht auf.

Er geht auf sein Zimmer. Die Billets zerreißt er im Unwillen. Er ist fest entschlossen, diesmal seiner Frau zu trotzen. Mit dem Fuße auf die Erde stampfend, murmelt er: „Ich gehe nicht mit zu Ball! Auf keinen Fall! Die Undankbare kann allein fahren! Ich will ihr zeigen, daß ich auch einen Willen habe!"

Er eilt zu einem Freunde und theilt ihm mit, was er gegen seine Frau im Schilde führt. Ihm selbst erscheint es

Digitized by Google

als etwas Ungeheures, aber es hilft nichts — es wird ausgeführt. Der Freund bestärkt ihn noch in seinem Entschlusse, und als der Abend hereingebrochen ist, und der Wagen vorfährt, — tritt er pünktlich im Ballanzuge aus seinem Zimmer.

Aurora würdigt ihn keines Wortes. Im Wagen muß er sich auf dem Vordersitze in eine Ecke drängen, ihres Kleides wegen.

Als er mit Aurora in den Saal tritt, glänzt sein Gesicht wieder freundlich. Die Menschen sehen doch, daß sie seine Frau ist und sie ist schön, sie überstrahlt alle Damen. Er führt sie zum Stuhl, hält sich immer ihres Winkes gewärtig in der Nähe, und als der erste Tanz vorbei ist, eilt er mit einem Shawl zu ihr, um ihr denselben umzuhängen. Sie ist von mehreren Officieren und einem adligen Referendar umringt. Sie grüßen und achten nicht weiter auf ihn, weil sie mit seiner Frau sprechen. Ihre Wangen glühen, sie ist erhitzt und muß sich erkälten. Ferdinand versucht vergebens zu ihr zu dringen. Den Shawl hält er in beiden Händen bereit.

Einen vorbeigehenden, ihm befreundeten Arzt hält er am Arm fest und fragt: „Lieber Doctor, meinen Sie nicht, daß meine Frau sich erkälten wird, wenn sie den Shawl nicht überhängt."

„Unfehlbar! Schnupfen — Grippe — Fieber — Nervenfieber! Ganz unfehlbar!"

Der Arzt geht lächelnd weiter.

Nun bricht er sich gewaltsam Bahn zu seiner Frau.

„Liebe Aurora," beginnt er, aber Aurora unterbricht ihn

Digitized by Google

Das fünfte Rad am Wagen.

Google

mit den Worten: „Ferdinand ich bitte Dich! —“ und ſpricht mit den Officieren weiter.

Noch einmal ſpricht er: „Liebe Aurora, Du wirſt Dich erkälten. Der Doctor hat es geſagt!“

Sie hört nicht auf ihn, die Officiere noch weniger. Da verſucht er, ihr den Shawl umzuhängen. Unwillig dreht ſie ſich um: „So incommodire mich doch nicht!“ Sie reißt ihm den Shawl aus der Hand, hängt ihn über den Arm und dreht ihm den Rücken zu.

Ruhig geht Schlaumilch fort.

„Gnädige Frau,“ lispelt der Referendar, „Ihr Herr Gemahl hat Recht — Sie werden ſich erkälten. Erlauben Sie,“ und ohne Widerſtreben läßt ſie ſich von ihm den Shawl umhängen.

Ferdinand ſieht das Alles aus geringer Entfernung. Er möchte den Referendar, die Officiere — alle Officiere umbringen. Die Eiferſucht plagt ihn. Noch nie iſt er auf ſeine Frau ſo erbittert geweſen. Aber er will ſie wieder quälen, will verſuchen, ob er nicht auch ſie eiferſüchtig machen kann. Seit Jahren hat er nicht getanzt. Er fordert eine junge Dame zum Tanz auf, macht ihr in auffallendſter Weiſe den Hof. Bringt ihr für ſein Taſchengeld Eis, Limonade, weicht keine Minute von ihrer Seite, ſo daß das junge Mädchen in die peinlichſte Verlegenheit kommt und manchen lächelnden Blick auf ſich zieht.

Um ſeine Frau bekümmert er ſich nicht. Aber ſie muß ihn ſehen, ſo gut wie Andere. Als er endlich mit ihr heimfährt und ſie ſich erſchöpft in eine Wageneck wirft ſpricht er: „Es tanzt doch Niemand ſchöner als Fräulein Sommer.“

Digitized by Google

Aurora hört nicht auf ihn.

„Ich könnte mich in sie verlieben," fährt er fort. „Ich muß immer an sie denken. Ein reizendes Mädchen! Ich werde ihr morgen meine Aufwartung machen, um mich zu erkundigen, wie ihr der Ball bekommen ist!"

„Mein Gott so schweig doch!" ruft Aurora jetzt endlich. „Du weißt ja doch, daß es mir völlig gleichgiltig ist — incommodire mich nur nicht."

Er schweigt. Weiter zu treiben, wagt es es nicht. Er möchte weinen, weil er seine Frau nicht einmal eifersüchtig machen kann. Und es ist unerhört, was er von ihr ertragen muß. Wünscht sie mit einem Herrn zusammen zu kommen, so muß er sie begleiten. Reist sie im Sommer in's Bad, so theilt sie ihm kurz mit: „Morgen reise ich fort. Willst Du später nachkommen und mich zurückholen, so habe ich nichts dagegen."

Er reiste gern sogleich mit, wagt indeß diesen seinen Wunsch nicht einmal auszusprechen und auf eigenes Risico seines Taschengeldes kann er die Reise nicht unternehmen.

Während sie verreist ist, kommt ein Jugendfreund zu ihm, dem er sein ganzes eheliches Elend anvertraut. Der Freund lacht ihn natürlich aus.

„Du bist ein Narr durch und durch. Unter dem Pantoffel Deiner Frau Dich zu krümmen! Schäme Dich, Schlaumilch! Und die Kasse hast Du ihr sogar gegeben! Das macht sie übermüthig."

„Ich mußte es!" erwidert Schlaumilch kleinmüthig.

„Nichts mußtest Du! — Was giebst Du mir, wenn ich die ganze Macht, die einem Ehemanne gebührt, in Deine

Digitized by Google

Hand zurückführe, wenn ich es dahin bringe, daß Deine Frau sich beugt, daß sie Deinen Befehlen gehorcht?"

„Es ist unmöglich!"

„Was giebst Du mir? Ich halte Wort — ich bringe es dahin!"

„Alles, was Du verlangst! Alles!" Er fällt ihm um den Hals.

„Gut! Ich halte Wort, aber Du mußt mir unbedingt in Allem folgen. Ich kenne die Frauen besser als Du. Du mußt ihr imponiren, ihr zeigen, daß Du der Mann bist, daß Dir Alles gehört, und dann mußt Du ihr mit Entschiedenheit entgegentreten! Auf ein paar Thaler kann es Dir nicht ankommen!"

„Nein — und wenn es tausend Thaler kostet!"

„Es ist gut. Wir wollen lustig leben, mit Absicht viel verthun. Du läßt Alles anschreiben — verstehe mich recht; und wenn Deine Frau zurück kommt, läßt Du Dir die Rechnung schicken und forderst ihr dann mit Entschiedenheit den Schlüssel ab."

Schlaumilch macht Einwendungen. Der Freund weiß ihn indeß zu überreden und zu überzeugen, so daß er selbst zuletzt fast glaubt, dieses Mittel müsse gelingen, seine Frau zu beugen.

In lustigster Weise leben die beiden Freunde. Es ist ihre Absicht, viel zu verzehren, um eine lange Rechnung zu machen, und Champagner und Austern bilden ihre tägliche Nahrung. Die Rechnung wächst in erfreulicher Weise an, und Ferdinand lebt wieder frisch auf.

„Heute kommt meine Frau wieder," theilt er endlich

Digitized by Google

dem Freunde mit, und dieſer prägt ihm noch einmal ein, wie er auftreten ſoll:

„Sobald ſie in's Haus getreten iſt, trittſt Du vor ſie hin und forderſt ihr die Schlüſſel ab. Ich werde in derſelben Zeit den Kellner mit der Rechnung ſenden, und wenn Du die Schlüſſel haſt, bleibſt Du feſt und unerbittlich. Hörſt Du! Du kommſt dann hierher und erzählſt mir Alles.“

Ferdinand verſpricht es.

Aurora kehrt zurück. Sie iſt ziemlich freundlich und gnädig gegen ihn. Er iſt unruhig. Wenn nur erſt Alles vollbracht wäre! Sein Herz ſchlägt fieberhaft ſchnell. Hätte er dem Freunde doch nichts verſprochen. Und die Rechnung! Jeden Augenblick kann ſie gebracht werden! Er iſt verloren, wenn Aurora ſie ſieht, ehe er den Schlüſſel zu ihrem Secretair in Händen hat. Dort iſt ſein ganzes Vermögen verborgen.

Zitternd vor Angſt und Aufregung ſchreitet er endlich zu dem großen Werke. Er tritt vor ſeine Frau hin.

„Liebe Aurora,“ ſpricht er, „willſt Du nicht die Güte haben und — und — —“ er ſtockt.

„Was denn?“ fragt ſie ungeduldig.

„Mir einmal den Secretairſchlüſſel geben?“

„Den Schlüſſel! Wozu?“

„Sei nur ſo gut und gieb ihn mir einmal.“

Aurora blickt ihren Gatten erſtaunt an. Was kann er wollen?

Wieder eine ſeiner Ueberraſchungen. Sie iſt neugierig und giebt ihm den Schlüſſel.

Heftig ſteckt ihn Schlaumilch in die Taſche. „Jetzt werde

Digitized by Google

ich ihn behalten!“ ruft er mit allem Muthe und zieht sich furchtsam in eine Ecke zurück.

Aurora lacht laut und spöttisch auf.

„Gieb den Schlüssel her!“ ruft sie befehlend.

„Nein — nein. Ich behalte ihn. Ich will wieder mein eigener Herr sein!“

Sie wirft nur einen verächtlichen Blick auf ihn und schellt heftig.

„Hole sofort einen Schlosser!“ ruft sie zu dem eintretenden Mädchen. „Er soll meinen Secretair öffnen und ein neues Schloß daran machen!“

Ferdinand wagt keine Einsprache. Er ist bereits weiter gegangen, als er für möglich gehalten hätte.

In diesem Augenblick wird Aurora die Rechnung gebracht. Mit Staunen überfliegt sie dieselbe. „Du hast ja recht üppig gelebt!“ ruft sie. „Du wirst lange Zeit nöthig haben, um diese Rechnung zu bezahlen.“

„Ich will sie auch bezahlen,“ erwiderte Ferdinand.

„Natürlich — von Deinem Taschengelde! Nicht einen Pfennig gebe ich dazu!“

„Aber Aurora —“ fällt Ferdinand ein.

Ein lautes „Schweig!“ bringt ihn sofort zum Schweigen. Er schleicht sich fort aus dem Zimmer zu seinem Freunde, der ihn in einer nahen Restauration erwartet.

„Hast Du den Schlüssel?“ ruft ihm der Freund zu, als er eintritt.

„Ja,“ stottert Schlammilch verlegen.

„Siehst Du — siehst Du, wie recht ich hatte! Nun bist Du wieder Herr. Daß Du ihn aber behältst!“

„Ich kann ihn behalten — denn — denn meine Frau

Digitized by Google

hat sogleich zum Schlosser geschickt und ein neues Schloß an den Secretair machen lassen."

Der Freund stutzt. „Und die Rechnung? die Rechnung?"

„Die muß ich selbst bezahlen — von meinem Taschengelde! Hätte ich nie auf Dich gehört!"

Der Freund schweigt. Er hat zum wenigsten die Genugthuung, daß er einige sehr lustige Tage verbracht hat. Schlaumilch ist nicht mehr zu retten — der bleibt das fünfte Rad an dem Ehewagen! —

V.

Der Fromme.

Sonntag Morgen. — Die Glocken läuten und rufen zum Gottesdienst. — Der Himmel ist blau und wolkenlos, die Frühlingssonne scheint warm und mild, und die Vögel singen so laut und lustig, daß es in jeder gesunden Menschenbrust wiederhallt, die Frühlingsblumen duften und blühen an den Wegen und Abhängen, das erste frische Grün in Wald und Flur ist so duftig und rein, es thut den Augen und den Herzen wohl — dies Alles ruft und zieht mächtig hinaus in's Freie, in die Natur.

Die vier Jungen des Kaufmanns Dosse umlagern ihren Vater, der vor einem Spiegel steht und sich rasirt, mit Bitten. Die beiden ältesten wollen mit einigen Schulkameraden eine kleine Partie machen und die jüngsten mit ihrem Lehrer in den Wald gehen, um Käfer und Pflanzen zu suchen.

Digitized by Google

Der Alte ſchlägt die Bitten ab.

Die Jungen laſſen ſich ſo leicht nicht zurückweiſen. Seit langer Zeit haben ſie ſich darauf gefreut, und der Tag iſt ſo wonnig ſchön.

„Nein und nochmals nein!“ ruft der Kaufmann endlich, unwillig mit dem Fuße ſtampfend. „Euer Lehrer könnte auch etwas Beſſeres thun, als Euch anleiten, den heiligen Sonntag mit gottloſem Treiben hinzubringen, unſchuldige Thiere zu tödten, Stiefel abzulaufen und die Röcke zu zerreißen. Er ſollte Euch lieber in der Furcht des Herrn unterweiſen, und Euch anhalten, in das Gotteshaus zu gehen. Mit mir ſollt Ihr in die Kirche gehen. Bis ich fertig bin, nehmt das Geſangbuch zur Hand und leſet darin.“

Die Jungen zögern.

„Zum Kuckuk! Wird es bald! Nichts als Aerger über die gottloſen Schlingel. Drei Geſänge lies ein jeder. Drei, ſage ich! Habt ihr mich verſtanden?“

Alle Vier nehmen mit unwilliger, faſt weinender Miene ihr Geſangbuch. Der Aelteſte lieſt mit zuſammengepreßten Lippen einen Geſang über Kriegesnöthe, der Zweite hält es verkehrt in der Hand und ſieht darüber hinweg. Der Dritte hat Bilder darin liegen, die er beſieht, und der Jüngſte dreht ſich vor Aerger drei Weſtenknöpfe ab.

Endlich iſt der Kaufmann mit ſeiner Toilette fertig. Ein langer ſchwarzer, bis oben hin zugeknöpfter Rock, lange Vatermörder, große, dürre Hände und ſehr breite Füße geben ihm ein ernſtes, frommes Ausſehen. Er tritt an einen Eckſchrank und öffnet die Thür, welche ſeine obere Hälfte den Blicken ſeiner Söhne entzieht. Der quiekende, ſingende Ton eines aus einer Flaſche gezogenen Korkes wird laut.

Digitized by Google

Der zweite Junge stößt seinen älteren Bruder an und flüstert ihm zu: „Eben liest der Vater sein Abendgebet!“ — So nennen die Jungen einen herzhaften Zug ihres Vaters aus einer Cognacflasche, den er jeden Abend vor Schlafengehen und zu andern verschiedenen Zeiten des Tages zu thun pflegt. Der Alte wendet sich nun mit salbungsvollem Tone zu ihnen und ermahnt sie, in dem Gotteshause andächtig und aufmerksam zu sein und auf das heilige Wort zu hören. Dann müssen sie mit ihm gehen.

Auf der Hausflur gesellt sich seine Frau mit vier Töchtern zu ihm und wie in einer Prozession wandern alle zur Kirche.

Dosse hat ein großes mächtiges Gesangbuch, hinter welches die Psalme gebunden sind, mit frommem Stolze unter dem Arme, er geht mit langsamen, weiten Schritten, sein Haupt ist etwas vorn übergebeugt, niedergedrückt durch Demuth. Wenn er den Hut zum Grüßen abnimmt, erhebt er den Arm so feierlich langsam, als wollte er St. Petrus am Rocke zupfen. Ein Bischof, welcher einst heilig gesprochen zu werden wünscht, könnte ihn um seinen würdevollen Gang beneiden. Schon jetzt scheint er ganz in Andacht und frommen Gedanken aufzugehen.

Die Jungen seufzen und gehen noch langsamer. Die Sonne scheint ihnen so warm und erfrischend auf die Röcke, und die Kirche, welche vor ihnen liegt, sieht so kalt und düster aus. Ein strenger Blick ihres Vaters macht sie schneller gehen, aber ihre Füße, die beim Ballspiel so schnell laufen können, schleifen lebensmatt und langweilig über die Steine.

Sie langen in dem Gotteshause an. In einem langen Kirchenstuhle nimmt die ganze Familie Platz. Der Alte

Digitized by Google

ſingt mit lauter zitternder Stimme, die Töchter blicken neugierig umher und flüſtern leiſe mit einander, und die Jungen ſingen noch lauter als ihr Vater, was können ſie Beſſeres thun als ſingen. Ihre Pein beginnt erſt mit der Predigt.

Sobald der Prediger die Kanzel betritt, lehnt ſich Doſſe in die Ecke des Stuhles zurück, um das Gotteswort ungeſtörter in ſich aufnehmen zu können, wie er ſagt, wie aber ſeine Jungen behaupten — um bequemer ſchlafen zu können.

Die Frau hat die Augen ſtarr auf den Prediger gerichtet, ſie hört indeß kein einziges Wort, weil ihre Gedanken in ihre Jugendzeit zurückgeeilt ſind. Wie glücklich und lebensluſtig war ſie als junges Mädchen! Das ganze Leben erſchien ihr wie ein ewiger Frühling, grün, blühend und duftend. Um den Wunſch ihrer Eltern zu erfüllen, hat ſie ihren Mann geheirathet, und deſſen Frömmigkeit hat ſich auf all ihre Freuden und heiteren Lebensanſchauungen wie Mehlthau gelegt, daß kaum noch einige welke, verkümmerte Blätter übrig geblieben ſind.

Die Töchter zupfen an ihren Tüchern und Hutbändern, blicken in der Kirche umher und nicken entfernter ſitzenden Freundinnen zu.

Der jüngſte Junge ſitzt halb zuſammengekauert und ſtarrt die Engel mit den Poſaunen, welche an der Kanzel angebracht ſind, an. Er ſucht ſich die Fragen zu beantworten, ob alle Engel ſolche dicken Beine haben, und was ſie eſſen, damit ſie ſo dick werden. Im Geiſte verſetzt er ſich in die himmliſche Küche und ſieht die kleinen dicken Kerle, die Engel, an endlos langen Würſten eſſen und Chokolade dazu trinken. Der zweite Junge malt Bären- und Löwen-

Digitized by Google

köpfe in sein Gesangbuch, der dritte schließt wie sein Vater die Augen und läßt es unbestimmt, ob er andächtig oder müde ist. Der älteste begleitet seine Kameraden auf ihrer lustigen Sonntagspartie, springt über Gräben und Hecken, fängt Schmetterlinge und Frösche und horcht mit dem rechten Ohre auf den Prediger, um das Wort aus dessen Munde zu hören, das ihm so unendlich süß klingt, nämlich das „Amen". Es giebt kein Wort, welches er mehr liebt, keins, welches eine solche Kraft auf ihn ausübt.

Geduldig hört er dann die langen Kirchengebete an, er weiß doch, daß sie ein Ende nehmen; aber bei der eintönigen Predigt erfaßt ihn jedesmal ein stilles Grauen, daß der Prediger sie ausdehnen könne immer länger und länger, bis in die halbe Ewigkeit, er dreht sich ja schließlich immer um denselben Gegenstand herum.

Der Prediger spricht endlich das ersehnte Wort. Dosse öffnet die Augen und dehnt sich. Die Andacht macht ihn jedesmal etwas steif — aber auch der Schlaf thut es. Das wissen seine Jungen längst.

Der Gottesdienst ist zu Ende. Dosse schickt seine Familie nach Haus, er selbst wartet an der Kirchthür, bis der Prediger herauskommt, macht eine unendlich tiefe Verbeugung, drückt ihm die Hand und versichert, seit langer Zeit sich nicht so sehr erbaut zu haben. Er bittet, die Predigt doch ja zu veröffentlichen und bestellt schon im Voraus zehn Exemplare für sich.

Der Prediger lächelt und richtet den Kopf etwas höher. Solche Schmeichelei thut ihm wohl, unendlich wohl.

„Sie sind auch der Frömmste in meiner ganzen Heerde,"

Digitized by Google

erwidert er. „Sie fehlen keinen Sonntag im Gotteshause —"

„Auch meine ganze Familie nicht," wirft Dosse ein.

„Ich weiß es, Sie sind eine Stütze der Kirche unseres Glaubens; wollte Gott — ich hätte noch mehr solcher Kirchenglieder. Es ist ein erhebendes Gefühl, wenn man weiß, man spricht zu Ohren, die einen hören, und zu Herzen, die einen verstehen."

„Mir entgeht nicht ein Wort von Ihrer Predigt," bemerkt Dosse. „Acht Tage lang zehre ich davon, jeden Tag rufe ich sie mir in's Gedächtniß zurück. Auch meine Familie halte ich dazu an. Meine Knaben müssen mir jeden Sonntag Mittag das Hauptthema der Predigt wiederholen. Sie bekommen kein Essen, wenn sie es nicht wissen."

„Das ist Recht, erziehen Sie Ihre Kinder in der Furcht und im Glauben des Herrn. Ein Gläubiger ist mir lieber, als tausend Ungläubige, ja, ich würde mich freuen, wenn die letzteren sämmtlich ausgerottet würden mit Feuer und Schwert und die ganze Menschheit nur aus einer gläubigen Gemeinde bestände."

„Ich auch," versichert der fromme Kaufmann, verläßt den Prediger und schreitet langsam, würdevoll um die Stadt. In einer abgelegenen Conditorei vor dem Thor kehrt er ein. Der hübschen Verkäuferin nickt er freundlich und vertraulich zu. Er ist noch allein in dem Zimmer, denn die gewöhnlichen Gäste kommen erst am Nachmittage.

Sein Gesicht nimmt einen ganz anderen Ausdruck an, seine Augen leuchten, sein Mund zieht sich zu einem unendlich breiten Lächeln.

„Hoho! Malchen," spricht er, die Verkäuferin in die

Digitized by Google

Wange kneifend und mit Wohlgefallen über ihren runden Arm streichelnd. „Ich habe Sie lange nicht gesehen —“ er versucht den Arm um ihre Taille zu legen; — „ich habe mir wieder einmal den Magen verdorben und ich weiß, daß es nichts besseres giebt, als Ihren Magenbittern. Nein — heute schenken Sie mir einen Rum ein,“ fügt er hinzu, als die Verkäuferin die Flasche mit dem Magenbittern in die Hand nimmt. Mit der Miene eines Kenners trinkt er mehrere Glas Rum, ißt einige Stückchen Kuchen und einige Pasteten. Wiederholt versucht er die Verkäuferin an sich zu ziehen.

„Ich — ich würde Ihnen gern ein Kleid schenken, Malchen,“ spricht er halb flüsternd und lächelnd, „wenn — wenn Sie nur nicht so spröde sein wollten.“

„Ich habe Kleider genug,“ erwidert das Mädchen.

„Oder ein hübsches Tuch — einen neuen Hut! Was Sie sich wünschen. Malchen! Haha! Vor mir brauchen Sie sich ja nicht zu fürchten!“

„Ich fürchte mich auch nicht,“ erwidert Malchen, „indeß —“

Ein Gast tritt in diesem Augenblicke in das Zimmer. Dosse wird in seiner Unterredung gestört und wünscht den Eingetretenen zu allen Teufeln. Sein Wunsch tritt indeß nicht sogleich in Erfüllung, und er sieht sich daher genöthigt, sein Gesicht wieder in die frommen Falten zu legen.

Hastig trinkt er noch einen Rum und ißt ein Stückchen Kuchen, dann macht er sich wieder auf den Heimweg, mit langsamem Schritte und außerordentlicher Würde. Jeder sieht ihm an, daß er sich noch mit Nachdenken über die Predigt beschäftigt.

Digitized by Google

Gleichzeitig befinden sich auch seine Jungen noch auf dem Heimwege, alle vier in peinlichster Verlegenheit. Keiner von ihnen hat auf die Predigt gehört und keiner kennt deshalb das Thema. Sie müssen es wissen. Das Mittagsessen steht für sie auf dem Spiel.

In ihrer Verlegenheit wenden sie sich an einen Schulkameraden, der ihnen schon öfter in gleichem Falle genutzt hat. Derselbe will Prediger werden, besucht deshalb fleißig die Kirche und schreibt jedesmal das Thema in sein Notizbuch. Zum Unglück ist derselbe aber gerade an diesem Tage nicht in der Kirche gewesen.

Mit trostloser Miene stehen die vier Unglücklichen vor ihm. Sie wissen, wie erbarmungslos ihr Vater ist, wenn sie das Thema nicht wissen.

„Ich helfe Euch aus der Noth!“ ruft endlich der Kamerad. „Euer Vater wird auch das Thema nicht so genau wissen. Ich sage Euch ein altes. Seht her — hier — es ist schon acht Wochen alt — aus der Fastenzeit — aber das schadet nichts!“

„Nein — nein, das schadet nichts!“ fallen alle Vier gleichzeitig ein, fest auf den gesunden Schlaf ihres Vaters vertrauend. Sie merken sich in der Hast das Thema und eilen heim.

Zum Glück treffen sie noch eher ein, als ihr Vater, der nicht in der rosigsten Laune ist. Der Gottesdienst, die lange Predigt und die Angst um das Thema haben sie hungrig gemacht. Ihre Augen sind verlangend nach dem Essen gerichtet, als sie sich an den Tisch setzen.

Dosse bemerkt es. Der Rum der Kuchen und die Pasteten haben ihm wenig Appetit übrig gelassen, und er liebt es,

Digitized by Google

die Geduld seiner Kinder und seiner Frau auf die härteste Probe zu stellen.

Vielleicht erhält er dadurch Gelegenheit, eine Strafe zu ertheilen. Sie besteht in der Entziehung des Mittagsmahls — er spart dadurch — und eine, Anderen gegenüber bis auf das Aeußerste getriebene Sparsamkeit bildet eine der Tugenden des frommen Kaufmanns. Die gottlose Welt nennt solche Sparsamkeit Geiz — der Glaube stempelt sie zur Tugend.

Er liest mit langsamer Stimme und vielen Gedankenstrichen das längste Tischgebet vor, welches er kennt und dann muß es noch jeder seiner Jungen vorlesen. Die Suppe wird kalt — es kümmert ihn nicht, weil er wenig Hunger hat. Nach dem Gebet beginnt erst die Examination über die Predigt. Die Jungen haben sich das alte Thema vortrefflich eingeprägt und ihr Vater — bemerkt es nicht. Sie wissen nun mit einem Male genau, weshalb derselbe der größeren Andacht wegen die Augen während der Predigt schließt.

Das Mittagsmahl nimmt ungestört seinen Fortgang, Dosse ist ärgerlich. Gleich nach demselben streckt er sich auf dem Sopha zum Schlafe aus und seine ganze Familie muß das Zimmer verlassen, um ihn nicht zu stören. Der Rum hat ihn müde gemacht.

Mit Ungeduld sehen Alle seinem Erwachen entgegen. Die Jungen wünschen hinaus in's Freie, die Frau mit den Töchtern in ein Nachmittagsconcert in einem vor dem Thore gelegenen Gärten.

Der Fromme schläft. Als er endlich von dem Glockenläuten zum Nachmittagsgottesdienste erweckt wird, treten

Digitized by Google

zuerſt ſeine Jungen mit der Bitte um einen freien Nachmittag vor ihn. Er fährt ſie heftig an. Zerriſſene Röcke, abgelaufene Stiefel und doppelten Hunger ſieht er ſchon im Geiſte. Das fehlte noch, die Jungen koſten ihm ſchon genug.

„Ihr geht mit mir in den Nachmittagsgottesdienſt!“ erwidert er, und weinend verlaſſen die Knaben das Zimmer.

Die Frau tritt ein; nicht ohne Zagern.

„Lieber Doſſe,“ ſpricht ſie, „ich habe den Kindern“ — ſie meint die Töchter — „verſprochen, mit ihnen in das Gartenconcert zu gehen. Es koſtet nicht viel und —“

„Du haſt es verſprochen — es koſtet nicht viel!“ unterbricht ſie der Gemahl. „Kannſt Du denn etwas verſprechen ohne mich? Verdienſt Du ſo viel, daß Du ſagen kannſt, es koſtet nicht viel. Ich gönne mir nichts — nicht für einen Pfennig! Und am heiligen Sonntage in eine concertweltliche Muſik — Zerſtreuung — Vergnügen — wohl gar junge Herren dort. Ihr geht mit mir in den Nachmittagsgottesdienſt!“

„Beſter Mann,“ bittet die Frau.

„Ruhig,“ fährt der Fromme auf. „Ich dulde keinen Widerſpruch!“

Die Frau ſchweigt und fügt ſich. Die Töchter und Jungen weinen und rüſten ſich mit Widerwillen zur Kirche. Doſſe ſieht die Thränen mit kaltem, gleichgiltigen Herzen. Und wenn ſie ſich todt weinten, es würde ihn nicht ſehr hart berühren — ſchließlich erſparte er dadurch.

Als der Nachmittagsgottesdienſt endlich zu Ende iſt, und die ganze Familie heimkehrt, giebt der Kaufmann den Knaben einige Stunden zur freien Verfügung und befiehlt ſei-

Digitized by Google

Der Fromme.

Digitized by Google

ner Frau, mit den Mädchen eine Stunde spazieren zu gehen — zum Sonntagsvergnügen.

Die Jungen haben die Lust zum Spielen verloren, die Mädchen sich müde gelangweilt. Alle blieben nun am liebsten den ganzen Tag, der ihnen doch einmal verbittert ist, zu Haus — sie müssen dem Befehle gehorchen.

Dosse eilt heim. Er will allein sein. Sein Dienstmädchen muß ihm Kaffee kochen. Er ist in heiterster Stimmung. Dadurch, daß er seine Frau und Kinder fortgeschickt, erspart er den Kaffee für sie und außerdem hat er Gelegenheit, dem Mädchen ein seidenes Tuch zu schenken, welches er ihr längst versprochen hat. Das Mädchen ist auf seine Veranlassung in einen frommen Jungfernverein getreten, und er hält viel darauf.

Daß er den Seinen durch seine Frömmelei jede Lebensfreude verbittert, daß er den heiteren, unbefangenen Jugendsinn seiner Kinder gewaltsam vernichtet, daß er in ihren Herzen gerade die entgegengesetzten Empfindungen hervorruft, daß er sie fast umbringt durch die ewigen Gebete, Bibelsprüche, durch das Vorlesen von Liedern aus dem Gesangbuche und den Zwang zum Gottesdienste — das Alles läßt ihn kalt. Er erreicht seinen Zweck vollkommen. Jedes Jahr beim Geschäftsabschluß erkennt er auf's Neue, daß sein frommer Sinn ihm reellen Nutzen schafft. Seinen gläubigen Händen ist die Besorgung des Abendmahlweines und der Kerzen für zwei Kirchen anvertraut, er hat das Waisenhaus und die Anstalt für verwahrloste Kinder mit Allem zu versorgen, was auf das Gebiet der Nahrungsmittel gehört, von ihm bezieht der Prediger und Superintendent Wein, Rum, Cigarren, Kaffee und Zucker, bei

Digitized by Google

ihm kauft die ganze fromme Partei der Stadt, und er kann nicht leugnen, daß er ſich wohl dabei befindet.

Außerdem bleiben ſeine kleinen Paſſionen und Sünden möglichſt verborgen. Wer kann es nur zu denken wagen, daß ein ſo frommer Mann Leidenſchaften hat und Cognac trinkt.

Seine unglückliche Frau — ſie iſt ein Opfer ſeiner Spekulation. Ob ſie ſich unglücklich fühlt, was kümmert es ihn — er gehört zu den Gläubigen und der Glaube macht ſelig.

Darum nur keinen Frommen!

VI.

Der Narr.

Was für ein artiges Ding ein Mann iſt, wenn er in Wamms und Hoſen herumläuft und ſeinen Verſtand zu Hauſe läßt.
Shakespeare.

Seit der Sündfluth hat es Narren gegeben und bis zur neuen Sündfluth werden ſie exiſtiren. Das Geſchlecht der Narren ſtirbt nimmer aus, denn ein Narr macht ſtets zehn neue. Wir meinen hier nicht jene Narren, die mit luſtig leichtſinnigem Blute in die Welt hineinſchauen, die lachen, wenn ihnen das letzte Paar Stiefel geſtohlen wird, und ſogar lachen, wenn ihr beſter Freund ſich verheirathet, ſondern die Narren, die ſchon in den Kinderſchuhen vergoldete Hemdenknöpfe tragen, die in dem Alter, in welchem andere Jungen ſich prügeln oder die Obſtbäume in fremden Gärten unterſuchen, ſich das Haar ſcheiteln und ihrer Mama

Eau de Cologne mausen, die als bartflaumende Jünglinge so süßlich sind, daß man schlechten Runkelrübensyrup aus ihnen sieden könnte, und die endlich als Männer zu jenen unerträglichen Geschöpfen gehören, in denen die Schöpfung einen schlechten Witz gemacht zu haben scheint.

Unter hunderttausend närrischen Menschen kann man den echten Narren auf den ersten Blick erkennen, selbst ein Blinder vermag ihn heraus zu riechen. Ein sorgfältig gedrehter Schnauzbart, so zierlich und niedlich als nur je einer unter der Nase eines Wachskopfes in den Schaufenstern eines Coiffeurs gesessen, das Haar gescheitelt bis tief, tief unter den Rockkragen hinab, das Lorgnon so fest in's rechte Auge gekniffen, daß ein Geiziger ein Fünfgroschenstück mit beiden Händen nicht fester halten kann, die Lackstiefel so eng, daß jeder Hühneraugen-Operateur im Stillen wünscht: trüg' doch die ganze Menschheit solche Stiefeln. Seine Hände stecken immer, selbst noch auf dem Sterbebette, in Handschuhen, und nie hat ein Sterblicher gesehen, daß in seinem Halstuche ein falscher Kniff ist.

Er ist unglücklich, wenn eine Schwalbe seinen Hut für das Auge des Tobias ansieht, unglücklich, wenn sein Bruder nach zwanzigjähriger Abwesenheit von Amerika heimkehrt und im Drange der Gefühle ihn umarmt und sein Chemisette zerknickt, unglücklich, wenn im Sommer wochenlange Dürre eintritt, und die Erntehoffnungen von Hunderttausenden dahinwelken, weil — er sich nicht in Regenwasser waschen kann.

Diese Zerrbilder einer unbegreiflichen Schöpfungslaune leben sich selbst zur Last und Andern zur Plage. Ihre eitle Narrheit wird zur Pein. Sie fangen selbst im Him-

Digitized by Google

mel noch Scandal an, wenn ihnen St. Petrus einen Stuhl anbietet, der ihnen für ihre Beinkleider zu ſtaubig zu ſein ſcheint, und wenn es einen Auferſtehungsmorgen gäbe, ſo würden ſie noch mit den Füßen in der Erde das Lorgnon in das Auge kneifen, die Bartſpitze drehen und von den aufwartenden Engeln mit wegwerfender Miene einen Zahnſtocher verlangen.

Unglückſelig das Mädchen, das ſich von einem ſolchen Narrn bezaubern läßt und ſeine Gattin wird! Lieber mag es einen groben, ſchmutzigen oder buckligen Mann nehmen, denn der Grobe läßt ſich verfeinern, der Schmutzige ſich waſchen, und wenn es des Abends mit dem Buckeligen ſpazieren geht, ſieht es auch den kleinen Naturauswuchs nicht. Aber ein Narr bleibt ein Narr, mag er ſchlafen oder wachen oder Zahnſchmerzen haben. Nur zwei Zeiten giebt es, wo er vernünftig iſt, wenn er in Ohnmacht liegt oder todt iſt; das letztere tritt freilich nur einmal in ſeinem Leben ein.

Ein ſolcher Narr denkt immer, er ſei die ſchönſte Pflanze auf dem ganzen Erdboden und wenn er auch ausſieht wie eine angeſtrichene Hopfenſtange. Alles iſt an ihm ſchön und einzig in ſeiner Art und ſelbſt wenn er hinkt, bildet er ſich ein, er ſei ein Achilles, der nur an der Ferſe etwas verwundet. Er ſieht aus, wie ein Ariſtokrat, ſpricht, wie ein angehender Lieutenant, iſt verliebt, wie eine Waſſerratte und wäre er der letzte Commis in der kleinſten Handlung der kleinſten Stadt.

Das Unglück will es, daß ſolche Menſchen oft die hübſcheſten Mädchen heirathen. Sie laſſen ſich bethören, laſſen ſich ſüße Floskeln in das Ohr hauchen und: der Wahn iſt

Digitized by Google

kurz, die Reue lang. Er plagt sie durch seine Eitelkeit zu Tode, probirt indeß schon vorher, während noch Leben in ihrer Brust ist, vor dem Spiegel, wie die Trauermiene und der Trauerflor ihm steht.

Nur ein Bild eines solchen eitlen Narrn — alle andern sehen ihm ähnlich.

Wilhelm Schmal ist ein junger Kaufmann. Er ist schlank gewachsen, hat, was sich nicht leugnen läßt, eine brillante Taille, einen Bart à la Cotelette, weil sein Schnauzbart allein nicht Furore genug macht, trägt große karrirte weite Beinkleider, stets feine weiche Handschuhe, würde sich schämen, wenn je andere als Lackstiefel über seine Füße kämen, hat Teint und vom Friseur gekräuseltes Haar — „natürliche Locken," schwört er — besitzt einiges Vermögen, duftet stets nach Patschouli und ist — ein Narr, so eitel und groß, wie nur je einer herangewachsen.

Seine Tante hat ihm zu dem gemacht, was er ist, denn sein Vater war ein Feger der Schornsteine und wenig eitel. Sie ist schon in ihn verliebt gewesen, als er noch keine drei Tage alt gewesen und hat geschworen, er sei der schönste kleine Kerl, der je existirt. Das hat er alle Tage gehört, bis seine Tante vor wenigen Jahren gestorben. Was der Mensch indeß so oft hört, glaubt er zuletzt und wenn es auch die fürchterlichste Lüge ist.

In frühester Jugend hat sie seine kleinen Hände unter ihre Schürze gesteckt, damit die Sonne sie nicht brenne, und im fünften Jahre hat er schon Glacéhandschuhe getragen und des Sonntags sogar weiße. — Sein Haupt hat sie stets mit Rosenpomade eingesalbt, er hat besser gerochen, als andere Jungen, und deshalb ist er so eitel geworden.

Digitized by Google

Wären seine Hände nicht so groß, würde er sich für einen jungen Gott halten.

Er ist Kaufmann geworden und hat dann als Reisender für eine Porzellan-Pfeifenkopf-Fabrik allen weiblichen Dienstboten in den Wirthshäusern der verschiedensten Städte den Kopf verdreht. Darauf hat sein Vater ihm in seiner Vaterstadt eine Materialhandlung gekauft und ihm zugleich die Gefälligkeit erwiesen, zu sterben.

Wilhelm ist nun selbstständig, sein Geschäft blüht und außerdem besitzt er noch Vermögen. Natürlich hält er sich einen Commis und eine Anzahl Lehrlinge, denn er selbst tritt nur selten in den Laden und macht auch dann nur, wie er es in großen und feinen Geschäften gesehen hat, die Honneurs, d h. er läßt sich herab, mit einem hübschen Dienstmädchen zu schäkern, es in die Wangen zu kneifen und ihm einige Worte in's Ohr zu flüstern, worüber es stark erröthet.

Auf Bällen ist er der Vortänzer, weil er behauptet, durchaus adlig zu tanzen und früher nur mit jungen Gräfinnen getanzt und mit Cavallerie-Officieren getrunken zu haben. Seine Stiefel und Hüte läßt er sich aus Paris kommen.

Es währt lange, bis er sich verheirathet. Kein Mädchen ist für ihn schön und reich genug. Nach seiner Ueberzeugung wäre nur die Mediciesche Venus, wenn sie Rothschild's Tochter wäre und zugleich einige häusliche Tugenden besäße, eine passende Partie für ihn, schließlich muß er indeß doch etwas niedriger, zu der Tochter eines reichen Essigfabrikanten steigen, die er mit seiner Hand beglückt.

Sie heißt Johanna, er nennt sie indeß Jeannette und

Digitized by Google

überhäuft sie mit süßlichen Zärtlichkeiten. Sie scheint eine Ahnung zu haben, daß er ein eitler Mann ist, hofft indeß, daß er sich ändern wird, wenn er erst ihr Gatte ist.

Sogleich nach ihrer am Morgen vollzogenen Trauung treten sie eine Reise in die Sächsische Schweiz an, auf welche Jeannette sich außerordentlich gefreut hat, weil sie ein schwärmerisches und für Naturschönheiten empfängliches Gemüth hat.

Noch am ersten Abende erreichen sie die Bastei. Es ist schon zu dunkel, um die Aussicht noch zu genießen, und mit ungeduldigem Herzen sieht Jeannette dem folgenden Morgen entgegen. An der Abendtafel lernen sie eine lustige Gesellschaft kennen, welche früh am andern Tage weiterreist und der sie sich anschließen wollen, einige Bekannte sind darunter.

Früh wollen Alle auf dem vorderen Felsplateau der Bastei zusammenkommen, dort die Sonne aufgehen sehen und gemeinschaftlich den Kaffee trinken. Alles ist schon dazu vorbereitet und der Hausknecht beordert, Alle zeitig genug zu wecken.

Auf der Bastei schläft es sich schön. Als der Hausknecht am Morgen an die Thür pocht, springt Jeannette schnell vom Lager auf, um sich anzukleiden und zur Weiterreise zu rüsten.

Sie wird erst jetzt gewahr, daß ihr junger Gatte Handschuhe im Bett trägt. Sie muß lächeln, weil sie es für Zerstreuung oder Vergeßlichkeit hält. Sie macht ihn darauf aufmerksam und erschrickt, als er ruhig erwidert, daß er die Handschuhe mit Absicht angezogen habe, um sich durch die rauhe Bergluft nicht die Haut verderben zu lassen.

Digitized by Google

Der Narr

Digitized by Google

Mit ihrer eigenen Toilette beſchäftigt und beſtrebt ſchnell fertig zu werden, achtet ſie nicht auf ihren Mann und erſt als ſie in vollem Reiſeanzuge vor ihn hintritt, wird ſie gewahr, daß er kaum mit ſeiner Toilette begonnen hat und noch an ſeinen Fingernägeln bürſtet.

Die Geſellſchaft ſammelt ſich ſchon vor der Thür und blickt wartend zu dem Fenſter hinauf.

„Beſter Wilhelm," bittet Jeannette, „ſie warten ſchon auf uns."

„Gleich — gleich," erwidert er und ſpitzt mit einem beſonderen Meſſer und größter Seelenruhe ſeine langen Fingern.

Jeannette hat nicht begreifen können, weshalb ihr Gatte für ſo wenige Tage der Reiſe einen ſo großen Koffer mitgenommen, jetzt iſt ihr das Räthſel gelöſt. Ausgekramt liegen auf Tiſchen und Stühlen umher Kleidungsſtücke, geſtickte Morgenſchuhe und Hausmützen, Waſchſchwämme, Bürſten und Kämme. Seifen, Oele, Pomade und Flaſchen mit Wohlriechendem. Zehn Jahre käme ein vernünftiger Menſch mit all dieſen Stoffen aus, die der eitle Schmal zu einer Toilette gebraucht.

Die Reiſegeſellſchaft harrt unten und ſendet den Hausknecht zum zweiten Male, um zur Eile zu treiben.

Schmal beeilt ſich nach ſeiner Anſicht auch, Jeannette treibt an und da ſie ſieht, welche weitläufigen Anſtalten er trifft, um ſeinen Scheitel, den untadelbaren, auf's Neue herzuſtellen, entſchließt ſie ſich, ihn ſelbſt zu friſiren. — Nach einigem Weigern geſtattet er es endlich.

Sie iſt froh, als es endlich gelungen iſt, und eilt hinab

Digitized by Google

um die ungeduldig rufende Gesellschaft zu beruhigen und zu versichern, daß ihr Mann sogleich kommen werde.

Sie gehen vor auf das Plateau. Die Sonne ist bereits aufgestiegen und beleuchtet die reizende Landschaft mit goldenem Scheine. Wie ein breites Silberband fließt die Elbe tief unten zu Füßen dahin, so majestätisch ruhig. Noch ist kein Leben auf ihr, das macht sie so schön.

Die ganze Gesellschaft ist von dem Anblick begeistert. In heiterster Stimmung wird der Kaffee getrunken. Schmal erscheint immer noch nicht. Jeannette eilt zum Hause zurück, ihn zu holen. Als sie in das Zimmer tritt, bleibt sie überrascht auf der Schwelle stehen. Sie wähnt Wilhelm fertig und er steht vor dem Spiegel und ordnet seinen Scheitel von Neuem.

„Aber Wilhelm, was machst Du denn?" ruft sie.

„Ich — ich glaube mein Scheitel war etwas schief."

„Die Gesellschaft wartet auf Dich — sie rüstet sich schon zum Aufbruche."

„Ich bin auch sogleich — sogleich fertig."

Jeannette ist ihm behilflich, die Sachen wieder einzupacken, sie seufzt erleichtert auf, als sie den Gatten endlich in hellem Reiseanzuge fertig vor sich stehen sieht.

„Nun geh nur — mein Schatz," drängt er. „Sage, daß ich sogleich komme."

„Komm doch mit mir, Du bist ja fertig."

„Geh — geh nur — in einer Minute bin ich da."

Mit Ungeduld hat die Gesellschaft bereits gewartet. Sie steht reisefertig da, die Führer mit Tüchern, Taschen, Schirmen und Rücken an der Spitze. Sie will die frische Morgenluft zum Wandern benutzen.

Digitized by Google

„Mein Mann kommt den Augenblick," ruft ihr Jeannette nicht ohne einige Verlegenheit entgegen. „Er ist fertig."

Der Gatte erscheint indeß nicht. Alle blicken zum Hause hinauf. Man ruft — keine Antwort. „Wir können nicht länger warten — der halbe Morgen verstreicht," sprechen Einige unwillig.

„Ich begreife es nicht," erwidert Jeannette zögernd und in der That vermag sie es nicht zu fassen, wo Schmal bleibt. Er war ja fertig, der Koffer gepackt; er war schon dabei, die Handschuhe zuzuknöpfen.

Sie eilt in's Haus — auf das Zimmer und muß sich vor Schreck an der Thür halten.

Ausgekramt liegen alle Sachen wieder umher, und halb im Negligée steht Schmal.

Er wendet sich um. „Ja, gleich — gleich!" erwidert er. „Ich finde, daß dieser dunklere Reiseanzug mir viel besser steht, als der helle. Ihn werde ich heute Morgen anziehen und den hellen heute Nachmittag. Meinst Du nicht auch daß er mir besser steht?"

Jeannette vermag nicht zu antworten. Sie begreift in diesem Augenblicke, wie viel sie durch die Eitelkeit dieses Mannes noch zu leiden haben wird.

Der Hausknecht tritt ein und meldet, daß die Reisegesellschaft vorangegangen sei. Schmal ist hierüber noch mehr erbittert, als seine Frau, denn vor ihr wollte er mit seinem Reiseanzuge glänzen.

Als er endlich seine Toilette vollständig beendet, Kaffee getrunken und die Gegend durch sein in's Auge gekniffenes Lorgnon betrachtet hat, folgt er mit seiner Gattin langsam der vorausgeeilten Gesellschaft. Natürlich ohne die geringste

Digitized by Google

Aussicht, sie wieder einzuholen, denn der Mittag ist fast herangerückt.

Es ist eine Qual mit Schmal zu reisen, und obenein scheint die Sonne glühend heiß. Für Naturschönheiten hat er keinen Sinn. Den klarsten Bergquell, der über Moos und Steine rinnt, benutzt er nur dazu, um sich darin zu spiegeln; statt bei einer reizenden Aussicht in Jubel und Begeisterung auszubrechen, bürstet er seine Cotelettes und blickt sich um, ob Niemand da ist, der ihn bewundert.

Zum Glück für Jeannette bekommt er das Reisen bald müde, weil sein Teint und seine Lackstiefel sehr dadurch leiden. Schon nach wenigen Tagen kehrt er heim. Er kann nicht begreifen, wie Menschen an Gegenden Vergnügen finden können, wo sie Niemand sieht. Wenn er durch eine Straße seiner Stadt geht, so weiß er doch, daß Alle ihn bewundern und beneiden.

Jeannette führt an seiner Seite im Ganzen ein trauriges Leben. Für seine Eitelkeit ist kein Opfer zu groß. Dies Alles würde sie in Ruhe ertragen, aber der Gedanke drückt sie nieder, daß jeder Vernünftige von ihm sagen muß und sagt: „Er ist doch ein Narr."

Jede Hoffnung, ihn zu heilen, ist gescheitert, seine Eitelkeit steigert sich sogar noch mit den Jahren. Er singt zur Guitarre und bedauert, daß er nicht früher als Sänger zum Theater gegangen ist, obschon seine Stimme wie das Bellen eines Dachses klingt; er nimmt an einem Liebhaber-Theater Theil und besteht darauf, die ersten Heldenrollen zu spielen, obschon seine Helden selbst einem Casperle-Theater Schande machen würden.

Digitized by Google

Sobald seine Beine zum Tanzen zu alt werden, legt er sich darauf, bei jedem Gastmahle, bei jeder Festlichkeit seine Mitmenschen durch Toaste zu plagen, die aus Nichts bestehen als einigen unverständlichen Phrasen und viel Gesticulation dazu mit den weißen Manschetten und Händen.

Und selbst wenn der Tod ihm naht, stirbt er, wie er gelebt hat, ein Narr und ein schlechter Witz der Schöpfung!

Digitized by Google

Ehefrauen.

I.

Die Nervöse.

Eine junge Frau liegt halb ausgestreckt, halb hingegossen auf dem Kanapee. Den linken Arm hat sie auf die weich gepolsterte Lehne, auf der ein offener Band von Geibels Gedichten liegt, gestützt. Ihre Füße ruhen auf einer gestickten Fußbank. Es ist eine schlanke und große Gestalt. Der Schnitt des länglichen Gesichts ist fein, der Teint äußerst zart, fast durchsichtig. Der Rand ist fein geschnitten, aber ein leidender Zug darum nicht zu verkennen. Die großen dunkeln Augen, welche die Frau nur langsam mit einem Ausdruck des Leidens und stiller Schwermuth aufschlägt, heben noch den blassen Teint. Das leicht gewellte Haar ist fast schwarz, und fast grell zeichnen sich die langen zarten und blendend weißen Finger der linken Hand, welche sich halb in dem gewellten Scheitel verborgen haben, dagegen ab.

Die Dame ist noch im Negligé, ein heller Morgenrock, am Halse durch ein breites rothes Band zusammengehalten, äußerst sauber und nicht ohne Coquetterie gewählt. Man muß überhaupt beim ersten Anblick schwanken, ob die Dame wirklich leidend oder nur coquett oder beides zugleich ist.

Digitized by Google

Langsam richtet sie sich etwas empor und greift nach einer Klingel, welche neben ihr auf dem Tische steht. Sie klingelt. „Auguste!“ fragt sie das eilig eintretende Mädchen. „Ist der Doctor noch nicht dagewesen?“

„Nein.“

Die Frau richtet sich noch mehr empor. „Mich läßt er immer am längsten warten,“ ruft sie unwillig, „mich, und doch weiß er recht gut, daß ich seiner Hilfe am nöthigsten bedarf. Gestern ist er auch nicht hier gewesen und wenn er kommt, bleibt er kaum einige Minuten, hört mich kaum an, fragt kaum nach meinen Leiden — es ist unerhört!“

„Fühlen Sie sich heute wieder unwohl, Madame?“ fragt das Mädchen theilnehmend, obschon sie ihre Herrin genugsam kennt.

„Immer fühle ich mich unwohl, immer!“ Du kennst ja meine Nerven und weißt, wie sie mich peinigen. Keine ruhige Stunde habe ich mehr. Davon habt Ihr anderen Menschen gar keinen Begriff. Ihr wißt gar nicht, was Nerven sind.“

Das Mädchen schweigt. Wenn einmal ihre Madame auf dieses Kapitel kommt, ist sie unerschöpflich. Sie ersinnt, dichtet und fühlt Leiden, die kein Mensch kennt und welche dem erfahrensten Arzte noch nie vorgekommen sind. Und von Niemand duldet sie Widerspruch dagegen, denn nur das Eine ist von all ihren Leiden wahr: ihre Nerven sind übermäßig gereizt, und sie ist deshalb stets in einem äußerst reizbaren Zustande.

Der Doctor kommt endlich. Sie wirft sich auf das Kanapee zurück und macht ein so schmerzvolles Gesicht, wie Laokoon, als ihn die Schlange biß, nur etwas stiller und

Digitized by Google

Die Nervöse

Digitized by Google

verklärter. Mit einem ſchwachen Nicken des Kopfes begrüßt ſie ihn und mit einer langſamen Bewegung der Hand fordert ſie ihn auf, an ihrer Seite in einem Fauteuil Platz zu nehmen.

Der Arzt gehorcht ſchweigend und erfaßt ſchweigend ihre Hand, um den Puls zu unterſuchen. Sie duldet es mit hingebender Miene.

„Der Puls geht ganz regelmäßig," ſpricht der Arzt endlich, „was fehlt Ihnen denn eigentlich, Madame Biermann?"

„Was mir fehlt?" ruft die junge Frau heftig auffahrend. „Meine Nerven, Herr Doctor, meine Nerven! Seit Jahren ſind Sie mein Hausarzt, ich dächte, Sie müßten mein Uebel endlich kennen."

„Ich weiß auch, was Ihnen fehlt," erwidert der Arzt. „Ihre Nerven ſind krankhaft überreizt, das iſt nicht zu leugnen, die ganze Thätigkeit Ihres Nervenſyſtems iſt keine normale; allein Sie thun ja nicht, was ich Ihnen verordne."

„Ich will Alles thun," haucht die Frau. „Alles, wenn ich nur wieder geſund werde."

„Haben Sie ſich, wie ich Ihnen rieth, mehr Bewegung und mehr Beſchäftigung verſchafft?"

„Ich kann es nicht, meine Nerven —"

„Oder haben Sie ſich des Abends zeitig zur Ruhe begeben und ſind Sie des Morgens zeitig aufgeſtanden? Die Morgenluft ſtärkt außerordentlich, wie ich Ihnen geſagt habe."

„Es bekommt mir nicht — meine Nerven —!"

„Haben Sie Zerſtreuung geſucht? Ich empfahl ſie Ihnen. Gehen Sie in heitere Geſellſchaft, denken Sie gar nicht an Ihre Nerven, leſen Sie weniger, vermeiden Sie Alles, was Sie aufregen könnte —!"

Digitized by Google

„Herr Doctor," unterbricht ihn die junge Frau ungeduldig. „Dies Alles haben Sie mir bereits hundert Mal gesagt. Sie kennen meine Natur noch nicht. Weshalb verschreiben Sie mir nichts? Weshalb schicken Sie mich nicht in ein Bad?"

Der Arzt lächelt.

„Also in ein Bad wünschen Sie? — Weshalb haben Sie mir das nicht früher gesagt?"

„Ich wünsche es nicht — ich halte es für nothwendig. Meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß, gewiß," erwidert der Arzt. „Ihr Herr Gemahl wird sicherlich damit einverstanden sein. Soll ich es ihm sagen, oder wollen Sie es ihm selbst mittheilen?"

Die junge Frau schwankt einen Augenblick. Es ist besser, sie bereitet ihn selbst darauf vor; denn welcher Mann sieht es gern, daß seine Frau in ein Bad reist!

„Ich selbst werde es ihm sagen," erwidert sie. „Es könnte ihn verletzen, wenn er durch Sie zuerst davon erführe."

Der Arzt entfernt sich, erfreut über die Aussicht, daß er diese nervöse Frau für einige Wochen unter der Zahl seiner Patienten vermissen soll. Sie gehört zu Denjenigen, welche ihm das Leben sauer machen. Ihre Nerven sind angegriffen, weil sie selbst sie fortwährend überreizt, er soll ihr helfen, und doch hört sie auf keine seiner Verordnungen und außerdem hält sie sich für hundert Mal kränker, als sie wirklich ist.

Sie lehnt sich wieder auf dem Kanapee zurück, als sie ihren Mann die Treppe heraufkommen hört. Ihre Züge nehmen einen unendlich leidenden Ausdruck an.

Digitized by Google

Adolf Biermann tritt ein. Es ist ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mann, seine Schultern haben eine angenehme Breite, so daß er außer verschiedenen anderen Sorgen auch eine nervöse Frau ertragen kann. Die Farbe seines Gesichts ist gesund, schwach geröthet; so daheim macht ihm seine Clementine das Dasein ziemlich beschwerlich, er bringt deshalb seine Abende gern bei einem Glase Bier oder Wein zu. Aus Liebe hat er seine Frau geheirathet, er liebt sie auch jetzt noch, nur ist ihm die außerordentliche Nervenschwäche etwas lästig geworden.

Sein Temperament ist leicht erregbar und heiter. Hätte er eine gesunde rothbäckige Frau erhalten, so würde er den halben Tag mit ihr getanzt haben. Jetzt hat er sich eine ungeheure Geduld angewöhnt.

In lustiger Stimmung, ein Lied leise vor sich hinpfeifend, tritt er in das Zimmer. Er verstummt, sobald er seine Frau erblickt und sieht, daß sie hingegossen auf dem Kanapee liegt und den Kopf auf die Hand stützt. Sie erwidert seinen Gruß nur mit einem schwachen, leidenden Neigen des Kopfes.

Er tritt zu ihr.

„Fehlt Dir etwas, Clementine?“ fragte er theilnehmend.

„Du fragst noch?“ erwidert sie vorwurfsvoll. „Du kennst doch meine Nerven — Du weißt doch — —“

„Ja, ja, ich weiß es,“ unterbricht sie Biermann, um noch zur rechten Zeit zu verhüten, daß sie ihm all ihre Leiden aufzählt. „Ich weiß es; Du könntest Dich aber besser befinden.“

„Besser! Wovon soll ich mich besser befinden?“ wirft Clementine ein. „Wovon? Nichts geschieht ja für mich.

Digitized by Google

Du weißt recht gut, daß ich das Rauchen nicht vertragen kann, und doch kommst Du mit der Cigarre in mein Zimmer.

„Bester Schatz, sie brennt ja nicht.“

„Und pfeifend kommst Du die Treppe herauf. Ob ich Kopfschmerzen habe oder nicht, ist Dir gleichgiltig.“

„Clementine, das kann ich doch nicht wissen!“

„Du weißt aber, daß ich den Patschouligeruch nicht ertragen kann, und doch thust Du mir nicht einmal den Gefallen und läßt das Patschouli fort.“

„Aber, mein Engel, nicht einen Tropfen habe ich genommen. Ich habe nur einen Freund besucht, der sich stark damit parfümirt hatte. Du bildest Dir den Geruch nur ein.“

„Natürlich! Ich bilde mir Alles nur ein und wenn ich noch so leidend bin. Weshalb gehst Du zu dem Freunde, wenn Du einmal weißt, daß ich den Geruch nicht ertragen kann! Für mich kannst Du Dir nicht das geringste Opfer auferlegen, Dir ist es gleichgiltig, und wenn ich sterbe!“ — Sie fängt heftig an zu weinen.

„Clementine — Clementine!“ ruft Biermann, indem er im Zimmer auf und abgeht. Auch seine Geduld beginnt langsam zu schwinden. „Wenn ein Mann seiner Frau Opfer bringt und Geduld mit ihren Schwächen hat, so bin ich es.“

„Geduld mit meinen Schwächen!“ wiederholt Clementine, indem sie heftig aufspringt. Sie vergißt ihre Kopfschmerzen, ihre Nerven und all' ihre Leiden für den Augenblick. „Das nennst Du Schwächen, wenn ich leidend bin! Du willst mir Opfer bringen. Du weißt, daß mir ganz schwindlich wird, wenn Du fortwährend im Zimmer auf- und abläufst und doch thust Du es!“

Digitized by Google

„Ich begreife zwar nicht, wie es möglich ist, daß dadurch Schwindel entsteht, aber ich will mich setzen — Dir zu Liebe.“

„Mir zu Liebe! Du hast mich nie geliebt — nie!“ ruft die Frau immer aufgeregter. Du wirst mich auch noch so lange ärgern, bis ich sterbe — und ich werde bald sterben.“

„Clementine, beruhige Dich — setz' Dich nieder — Du bist aufgeregt,“ wirft Biermann, der an ähnliche Aufregung seiner Frau längst gewöhnt ist, ein. „Weshalb regst Du Dich wieder so auf?“

„Du, Du regst mich auf!“ ruft die Frau immer heftiger. „Du suchst Alles auf, was mir das Leben verbittert, Du ersinnst nur Qualen für mich! Und ich will mich nicht setzen. Ich bin die unglücklichste aller Frauen!“

Sie wirft sich erschöpft und laut schluchzend auf das Kanapee. So bittere Worte sie gegen ihren Mann auch gesprochen, so fühlt er doch Mitleid mit ihr, denn er weiß, daß nicht ihr Herz, sondern die Reizbarkeit ihrer Nerven Schuld daran ist.

„Ein Jugendfreund hat mir so eben geschrieben und seinen Besuch angekündigt. In wenigen Stunden schon wird er eintreffen. Was soll er denken, wenn er Dich in solcher Aufregung findet. Es ist mein liebster Freund, und ich erwarte, daß Du ihm freundlich entgegenkommst und die wenigen Tage, welche er hier ist, ihm in keiner Weise verbitterst.“

„Ich kann jetzt keinen Besuch annehmen, ich fühle mich zu unwohl,“ erwidert die Frau ohne ihren Kopf emporzurichten.

„Du mußt es, Du mußt mir das Opfer bringen. Ich

Digitized by Google

kann den Freund nicht zurückweisen und noch weniger ihn in einen Gasthof bringen."

„Von mir verlangst Du immer Opfer und für mich thust Du nicht das Geringste," fährt die Nervöse fort.

„Was wünschest Du denn? Sprich!"

Sie schüttelt ablehnend mit dem Kopfe.

„Sprich!" wiederholt Biermann.

„Was hilft es mir, daß ich es sage, Du wirst mir den Gefallen doch nicht thun."

„Ich werde es thun, wenn Du mir versprichst, gegen meinen Freund freundlich und zuvorkommend zu sein und ihn in keiner Weise merken zu lassen, daß er Dir beschwerlich fällt. Nun sprich!"

„Der Doctor hat mir gesagt, daß ich durchaus nicht eher gesund würde, als bis ich eine gründliche Kur durchmache."

„So mache sie durch, bester Schatz," ruft Biermann härter. „Wenn es Dir hilft, so nimm Pulver ein, oder laß Dich schröpfen, geh' alle Tage spazieren, wie Du willst, ich werde Dich darin nicht beschränken!"

„Der Doctor sagt, ich müsse auf einige Wochen in ein Bad."

„In — in — in ein Bad!" wiederholt Biermann erschrocken.

„Nur dadurch könne ich gesund werden."

„In ein Bad! Aber Clementine, bedenke die Kosten — die Reise — Du allein —!"

„Ich bin kein Kind mehr," wirft Clementine ein. „Ich werde mich einer Familie anschließen."

„Und unser Haushalt? Wer soll ihn führen?"

Digitized by Google

„Ich wußte es im Voraus, daß Du mir kein Opfer bringen kannst," erwidert die Frau auf's Neue die Schleusen ihrer Augen öffnend. „Ich soll mich für Fremde, für Deine Freunde aufopfern, und für meine Gesundheit willst Du nichts thun — nichts — gar nichts!"

„Clementine — Clementine!" ruft Biermann, unruhig im Zimmer auf- und abgehend. „Ich thäte es wahrhaftig gern, aber ich bin auf diese Ausgaben nicht vorbereitet. Eine Badereise kostet viel Geld!"

Clementine antwortet nicht, sie weint nur.

„Alles Andere will ich ja gern für Dich thun."

Sie schüttelt mit dem Kopfe. — „Ich will nichts — nichts — ich will sterben — dann hast Du keine Ausgaben mehr durch mich!"

„Nun gut, so reise! ruft Biermann endlich. „Du sollst mir nicht zum Vorwurf machen, daß ich nicht Alles für Dich gethan hätte! Nun sei ruhig, Du sollst in's Bad reisen, aber nun versprichst Du mir auch, freundlich gegen meinen Freund zu sein. Versprich es mir, Clementine — versprich es!"

Wehmüthig lächelnd reicht sie ihm die Hand.

Er erfaßt sie, küßt sie, der Friede ist hergestellt; aber die Badereise fährt ihm trotzdem beunruhigend durch den Kopf. Er hat sie seiner Frau indeß einmal versprochen und ist fest entschlossen, Wort zu halten.

Der Jugendfreund kommt früher an, als Biermann erwartet hat. Clementine ist freundlich und zuvorkommend gegen ihn, aber stellt sich so außerordentlich nervenschwach und leidend, daß Biermann den ganzen Tag die Hausschuhe nicht auszieht, nur um nicht fest aufzutreten. Er wagt

Digitized by Google

selbst nicht einmal frei und lustig aufzulachen, weil seine Frau behauptet, das Lachen erschüttere ihr ganzes Nervensystem und bereite ihr Qualen. Er lächelt nur, spricht leise und erschöpft sich in Aufmerksamkeiten gegen seine Frau. Dies Alles thut er gern, wenn nur die verwünschte Badereise nicht wäre. Sie fährt ihm durch den Sinn, so oft das Gespräch für kurze Zeit stockt.

Er ist froh, als er sich am Abende, nachdem seine Frau sich zur Ruhe begeben, mit dem Freunde auf sein Zimmer zurückzieht. Hier können sie ungestört sprechen und lachen, eine Cigarre rauchen und unbekümmert in Erinnerung früherer Zeiten mit den Gläsern zusammenstoßen, ohne daß seine Frau sich dabei die Ohren zuhält.

Die beiden Freunde tauschen ihre Geheimnisse und Erlebnisse der letzten Jahre gegenseitig offen aus. Biermann erzählt von seiner Ehe und seiner Frau. Er versichert, äußerst glücklich zu leben und bedauert nur, daß seine Frau so äußerst nervenschwach ist. Er erzählt auch, daß sie in ein Bad reisen werde, so unlieb ihm diese Reise aus verschiedenen Gründen sei.

Der Freund hat schweigend zugehört.

„Nun sag' mir offen, wie Dir meine Frau gefällt?" fragt er endlich. „Aber offen, lieber Freund, Du weißt, daß es mich nicht kränkt, wenn Du tadelst und aussprichst, was Dir mißfällt."

Der Freund, ein Arzt, blickte Biermann lächelnd an.

„Nun?" wirft dieser erstaunt ein. „Hast Du vergessen, daß wir einst die innigsten Freunde waren? Glaubst Du, ich sei es nicht mehr? Sprich Dich ganz offen aus. Hier meine Hand — ich nehme Dir nichts übel."

Digitized by Google

„Gut — Du haſt es verlangt. Vergiß indeß nicht, daß ich zugleich als Freund und Arzt zu Dir ſpreche — Du weißt auch von früher, daß ich einige Menſchenkenntniß beſitze und ſchnell einen Menſchen zu beurtheilen vermag.“

„Das weiß ich. Deshalb liegt mir an Deinem Urtheile ſo viel. Du machſt mich indeß neugierig. Nun ſprich.“

„Deine Frau beſitzt ein gutes Herz —!“

„Beſter Freund — das weiß ich,“ unterbricht ihn Biermann.

„Laß mich nur erſt ausſprechen. Deine Frau beſitzt ein gutes Herz, ſie hat auch ſchwache Nerven. Das ſieht man ihr auf den erſten Blick an.“

„Auch das weiß ich,“ fällt Biermann wieder ein.

„Du ſelbſt biſt ſchuld daran,“ fährt der Freund ruhig fort, „und faſt alle Leiden und Qualen Deiner Frau, mit denen ſie Dich und ſich ſelbſt quält, beruhen nur auf Einbildung!“

Biermann blickt ihn erſtaunt an.

„Du wollteſt die Wahrheit und darfſt Dich nicht dadurch beleidigt fühlen.“

„Nein — nein — ſie beleidigt mich auch nicht — indeß, ich verſtehe Dich nicht!“ erwiderte Biermann ſtotternd.

„Ich habe Dich und Deine Frau heute genau beobachtet. Du leiſteſt allen ihren Schwächen Vorſchub, fügſt Dich willenlos ihren Launen, behandelſt ſie wie eine Kranke, zeigſt all ihren eingebildeten Leiden die aufrichtigſte Theilnahme und Beſorgniß und beſtärkſt ſie dadurch noch mehr in dem Glauben, daß ſie wirklich all dieſe Leiden und Schwächen beſitzt!“

„Ich begreife Dich nicht,“ fällt Biermann ungeduldig ein. „Du glaubſt alſo wirklich, ſie ſei nicht krank? Es iſt doch

Digitized by Google

unmöglich, daß man ſich Leiden einbildet, welche man nicht beſitzt!"

„Gewiß iſt das möglich, wie es auch möglich iſt, daß man durch die Einbildung wirklich leidend wird. Und Du beſtärkſt Deine Frau noch darin. Haſt Du mir nicht ſelbſt erzählt, Du habeſt eingewilligt, daß Deine Frau in's Bad reiſe, obſchon Dir dieſe Reiſe ſehr unbequem ſei, und dieſe Ausgabe Dir nicht paſſe?"

„Gewiß — indeß — ſie glaubt dadurch geheilt zu werden."

„Sie iſt durch Deine Einwilligung in ihrem Glauben noch befeſtigt, und ſchließlich wird eine jährliche Badereiſe in ihrer Einbildung für ſie durchaus nothwendig werden."

„Nein — gewiß nicht. Diesmal habe ich nachgegeben, jedes Jahr kann ich eine ſolche Reiſe nicht ertragen — meine Einnahmen ſind nicht darauf eingerichtet."

„Sei nicht inconſequent, Biermann. Wenn Du das erſte Mal nachgiebſt, mußt Du es auch das zweite und dritte Mal thun, um ſo mehr, weil Du die Einbildung Deiner Frau dadurch noch beſtärkt haſt."

„Zum Kuckuk, was ſoll ich denn machen?" ruft Biermann, aufgeregt aufſpringend.

„Du ſollſt zuerſt ruhig und vernünftig ſein und dann Deiner Frau die Nervenſchwäche abgewöhnen."

Wieder blickt der junge Ehemann den Freund erſtaunt an. Er verſteht ihn nicht.

„Du mußt ihr die Nervenſchwäche abgewöhnen, Freund," wiederholt dieſer lächelnd.

„Ich ſoll alſo mein Verſprechen zurücknehmen, ihr die Badereiſe verweigern?"

Digitized by Google

„Das geht nicht, da Du einmal Dein Wort gegeben. Sie muß nun reisen.“

„Du widersprichst Dich selbst, so eben sagtest Du — —!“

„Höre meinen Rath: Du selbst reist mit mir in's Bad.“

„Das geht nicht! Mein Geschäft gestattet das nicht. Außerdem die doppelten Kosten. Ich begreife auch nicht, weshalb. Ich bin gesund.“

„Höre mich an, Biermann. Ich bin Arzt, ein Feind der Homöopathie, diesmal empfehle ich Dir indeß selbst den Grundsatz derselben similia similibus. Doch, Du bist kein Lateiner — es heißt Gleiches durch Gleiches vertreiben. Du kannst Deiner Frau die übertriebene eingebildete Nervenschwäche am besten dadurch vertreiben, daß Du Dich eben so nervenschwach stellst und Dich noch mehr leidend zeigst, als sie selbst.“

Biermann schüttelte mit dem Kopfe. „Sie wird es nicht glauben.“

„Sie muß es glauben. Du steckst Dich hinter Deinen Arzt. Der muß ihr einzureden suchen, daß die Nervenschwäche ansteckend sei. Du entschließt Dich auf sein Zureden dazu, mit Deiner Frau in's Bad zu reisen!“

„Das geht nicht — meine Geschäfte — meine Kasse,“ fällt Biermann wieder ein. „Es geht nicht.“

„Hahaha!“ lacht der Freund laut auf. „Begreifst Du denn noch nicht, daß Deine Frau unter der Bedingung von selbst auf die Badereise verzichten und zugleich geheilt werden wird! Versuche es, Freund. Wenn Du handelst, wie ich es Dir rathe, und Deine Frau reist mit Dir in's Bad, so will ich die ganzen Kosten tragen — hier meine Hand darauf!“

Digitized by Google

Biermann zögert, sie anzunehmen. Er ist indeß nachsinnend geworden.

„Versuche es," fährt der Freund fort. „Es ist die unschuldigste und ungefährlichste Kur, welche Du mit Deiner Frau vornehmen kannst. Machst Du Deine Sache gut, und schlägt dies Mittel nicht an, so nenne ich mich einen Pfuscher als Arzt, als Menschenkenner und Freund, und es bleibt dabei, daß ich die ganzen Kosten der Badereise trage."

Einen Augenblick ist Biermann noch unentschlossen. Er kennt die Aufrichtigkeit seines Freundes.

„Hier meine Hand — ich versuche es!" ruft er endlich. „Ich will ganz so handeln, wie Du es für gut hältst."

Die beiden Freunde berathen nun den ganzen Plan, und schon am folgenden Tage beginnt Biermann mit der Ausführung desselben.

Ganz allmälig beginnt sein Unwohlsein, und es stellen sich immer mehr und ganz ähnliche Leiden wie bei seiner Frau ein. Auch er klagt fortwährend über seine Nerven, stellt sich aufgeregt, reizbar und gesteht, daß er jetzt die Leiden seiner Frau erst ganz zu würdigen wisse. Clementine achtet anfangs nicht darauf. Wie kann ein Mann überhaupt nur schwache Nerven haben; sie begreift das nicht. Als der Arzt ihr indeß auseinander setzt, daß auch die Nervenschwäche ansteckend wirken kann, nimmt sie die Sache ernster.

Biermanns Nervenschwäche und Reizbarkeit nimmt von Tag zu Tag zu, und bald leidet er an allen Uebeln, die es nur giebt. Klagt seine Frau über Kopfschmerzen und Schwindel, so leidet er an denselben Uebeln und noch an zehn anderen. Die unschuldigste Blume, die

Digitized by Google

nie geduftet hat, verbannt er aus dem Zimmer, weil er behauptet, ihren Duft nicht vertragen zu können. Das laute Zuſchlagen einer Thür, Wagengeraſſel, eine Harfe in der Nachbarſchaft, ſelbſt ein Kanarienvogel zwei Etagen über ſich, bringen ſeine Nerven faſt zur Verzweiflung. Sein Dienſtmädchen darf nur in Filzſchuhen gehen, und er läßt ſelbſt die Löffelſtiele mit Zeug umwickeln, weil er behauptet, das Geklapper derſelben nicht ertragen zu können. Mitten im Sommer läßt er Doppelfenſter einſetzen, weil das Blaſen des Nachtwächters ihm unerträglich iſt.

Nicht ohne innere Genugthuung bemerkt er, daß, je mehr ſeine verſtellten Leiden zunehmen, die ſeiner Frau um ſo mehr ſchwinden. Sie ſpricht nicht mehr von der Badereiſe. Als der Arzt mit wichtiger Miene erklärt, daß ihr Mann durchaus mit ihr in's Bad müſſe, proteſtirt ſie offen dagegen und behauptet, eine ſolche Reiſe ſei für ſie nicht mehr nothwendig.

Ungefähr acht Wochen nach dem Beſuche des Freundes ſchreibt Biermann, der ſeiner Frau gegenüber behauptet, nicht einmal den Gedanken an eine Cigarre ertragen zu können, viel weniger den Rauch derſelben, während er ſich Abends auf ſeinem Zimmer eingeſchloſſen hat und kräftig qualmt, folgenden Brief:

„Mein Herzensfreund!

„Ich drücke Dich in Gedanken an meine Bruſt. Dein Rath hat vortrefflich geholfen. Meine Frau will von der Badereiſe nichts mehr hören, ſie iſt wohl und munter, ſteht des Morgens früh auf, reißt das Unkraut in dem Garten aus und behauptet, ihr ſchade weder Wind noch Näſſe. Sie kann ohne Nervenzucken, einem Klavierſtimmer zwei Stunden

Digitized by Google

zuhören und ihre Nase ist jetzt gegen Patschouli und Moschus, ich glaube selbst gegen asa foetida völlig abgestumpft. Sie macht Spaziergänge zwei, drei Stunden lang und trinkt — unglaublich, aber wahr — des Morgens zum Frückstück ein Glas Bairisch Bier. Seit Wochen habe ich das Wort Nerven nicht mehr aus ihrem Munde gehört, sie blüht wie eine Rose.

„Mein Befinden — haha! — bester Freund bessert sich sehr langsam. Ich würde meine Genesung beschleunigen, allein ich will meiner Frau jetzt einen gründlichen Widerwillen gegen alle Nerven beibringen. Nur des Abends spät, wenn ich auf meinem Zimmer allein bin, bin ich frisch wie ein Fisch.

„Dir, mein Herzensjunge, verdanke ich mein Lebensglück. Ich würde Dich bitten, mich recht bald zu besuchen, allein ich glaube, meine Clementine hat in der letzten Zeit eine leise Ahnung von dem Spiel, welches ich mit ihr getrieben, bekommen, und daß Du mich dazu getrieben, kann sie sich leicht denken. Ich glaube, sie haßt Dich jetzt noch gründlicher, als meine Nervösität. Aber nächstens komme ich zu Dir. Gehab' Dich wohl.

„Handschlag und Gruß von Deinem glücklichen und bald genesenen

Adolf Biermann."

Digitized by Google

II.

Die Hausglucke.

Es giebt ein altes Märchen — es kann auch eine wahre Geschichte sein, ich weiß es nicht genau — darin wird erzählt, daß der liebe Gott an einem heiteren Nachmittage auf die Erde herniederkommt und in eine kleine Stadt geht. In welchem Lande dieselbe gelegen, läßt sich nicht mehr ermitteln. Auf der Straße begegnen ihm drei Philister, also drei Männer mit erschrecklich weisen Gesichtern, steifen Beinen und Vatermördern, langen Pfeifen und schmutzigen Westen, ungeheuer breiten Stiefeln und nichtssagenden Augen. Erstaunt bleibt er stehen, schlägt die göttlichen Hände zusammen und wundert sich, woher diese drei Urgestalten kommen, da er doch einst in Adam und Eva ein ganz ordentliches und manierliches Menschenpaar erschaffen habe.

Noch mehr würde er sich ohne Zweifel wundern, wenn er das Treiben und Wesen einer echten Hausglucke beobachtete und damit die einfach häuslichen Tugenden der Eva vergliche. Eine solche echte Hausglucke, die über Alles ihre schützenden Flügel und das Wischtuch breitet, die wäscht, um zu waschen und scheuert, um zu scheuern, die ewig kochen, poliren, stricken oder Kinder waschen muß, kann nur in Deutschland vorkommen. Sie ist ein übermäßiger Hausfegen. Unter ihrer Führung wird nie ein Pfennig verloren gehen, nie eine Fliege in der Suppe liegen, nie eine Speise versalzen sein. Hat sie zwölf Kinder, so wird sie allen jeden Morgen regelrecht die Haare scheiteln, und nie

Digitized by Google

Die Hausglucke.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

wird ein menschliches Auge in ihrem Zimmer die Stapfe eines schmutzigen Menschenfußes sehen.

Eine solche Frau wünscht sich vielleicht Mancher, und doch ist sie eine Plage, denn vor allen Sorgen und Geschäften, vor allem Wirthschaften wird sie selbst und der Mann noch weniger je gemüthlich. Sie kennt keine andere Rücksicht, als ihr Haus und ihre Wirthschaft, das schönste Gemälde hat für sie nicht den Reiz wie ein blankgescheuerter Theekessel, die herrlichste Oper klingt ihr nicht so lieblich, als das Geschnatter einer Anzahl selbstgemästeter Gänse. Sie fühlt sich vollkommen glücklich, wenn Alles in ihrer Wirthschaft nach ihrem Wunsche geht, wenn die Hühner nicht an fremde Ecken legen, wenn ihr Gatte sich über jeden neuen Flicken freut, den sie seinem altersschwachen Schlafrocke aufsetzt, wenn der Himmel für ihre selbstgezogene Petersilie Regen und Sonnenschein sendet zu rechter Zeit und sie jedes Jahr ein Kind bekommt. Das Menschengeschlecht fortzupflanzen und Strümpfe zu stopfen, hält sie nämlich für die eigentliche Lebensaufgabe der Frauen.

Der junge Arzt Edgar Haller hat sich verheirathet. Ein lebenslustiger, heiterer Kopf, würde er diesen gewagten Schritt nicht so früh gethan haben, hätten nicht zwei ältliche Schwestern es übernommen, ein Mädchen für ihn auszusuchen, ihn zu verloben, ihm die Hochzeitsweste zu sticken, die Wohnung einzurichten und ihn dann zu verheirathen.

Er hat seine junge Frau lieb, ist fest entschlossen, immer an Schiller's Worten:

„Ehret die Frauen,
Sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben."

festzuhalten und eine lustige, behagliche Ehe zu führen.

Digitized by Google

Seine Schwestern haben ihm seine Braut stets als Wunderexemplar einer guten Wirthschafterin dargestellt. Ehrsam, sauber, accurat, geschäftig und sanft. Was kann er mehr verlangen!

Als Bräutigam hat er wenig Gelegenheit gehabt, diese Eigenschaften an seiner Braut zu bewundern, um so mehr freut er sich nach seiner Hochzeit darauf.

Schon am ersten Morgen — es ist Spätherbst — steht sie vor fünf Uhr auf. Es ist noch dunkel. Vergebens bittet er sie, noch eine halbe Stunde in Behaglichkeit mit ihm zu verplaudern. Sie wendet ein, daß sie einmal gewohnt sei, so früh aufzustehen, daß sie das Zimmer reinigen und den Kaffee bereiten müsse. Er verspricht, ihr dabei zu helfen, und geduldig zu harren, bis Alles fertig. Sie entsetzt sich vor dem Gedanken, daß ihr Mann aufstehen könne und den Kaffee noch nicht fertig finde. Sie würde eine ungeheure Verletzung ihrer Pflicht als Gattin und Hausfrau darin finden.

Als Edgar endlich aufsteht, findet er Alles in bester Ordnung. Zu sauber und peinlich accurat für das Auge des Mannes, der erst seit vierundzwanzig Stunden aus dem Junggesellenleben geschieden ist. Der Kaffee steht auf dem Tische, Alles in Ordnung, selbst der Aschenbecher steht daneben, wenn er vielleicht eine Cigarre rauchen sollte.

Es gefällt ihm, unwillkürlich muß er lächeln. Ein behagliches Gefühl überkommt ihn. Er wirft sich auf das Sopha. Hannchen schenkt ihm den Kaffee ein. Sie weiß schon, wie er ihn trinkt. Nur drei Tropfen Sahne in jede Tasse, und sie würde eher ein Jahr ihres Lebens eingebüßt haben, ehe sie vier Tropfen hineingethan hätte.

Digitized by Google

Behaglich trinkt er den Kaffee. Er schmeckt ausgezeichnet. Ehe er seine Krankenbesuche beginnt, hat er noch eine Stunde Zeit und diese Stunde will er gemüthlich an der Seite seiner jungen Frau hinbringen.

Da steht sie vom Tische auf. Sie ist gewohnt, den Kaffee schnell zu trinken und keinen Augenblick unthätig zu sein. Sie will das Zimmer verlassen.

„Wohin willst Du, Hannchen?" fragt er.

„In die Küche — es ist dort noch mehreres zu ordnen."

„Bestes Kind — nur jetzt nicht. Diese eine Stunde gehörst Du mir an. Du hast ja Zeit genug."

Hannchen bleibt, wenn auch mit Widerstreben. Auf das Sopha, an seine Seite will er sie ziehen. Sie setzt sich zu ihm, greift aber sogleich zum Strickzeuge.

„Aber Hannchen, laß doch das verdammte Strickzeug!" ruft er ungeduldig, fügt aber sogleich beruhigend hinzu: „Du hast ja nicht nöthig zu stricken — komm, plaudere mit mir."

Sie gehorcht ihm. Nach wenigen Minuten springt sie schon wieder auf. Sie kann das Kaffeegeschirr nicht auf dem Tisch stehen sehen.

„Bleib doch, bleib!" bittet er.

Sie hat nicht eher Ruhe, bis sie das Geschirr fortgetragen.

Er muß über ihren wirthschaftlichen Eifer lächeln. Ihn würde es nicht stören, und wenn das Geschirr eine Woche lang auf dem Tische stehen bliebe.

Sie tritt wieder in das Zimmer. Wie frisch und lieblich sie in dem kleinen Morgenhäubchen aussieht! Nur die große Schürze müßte sie nicht tragen. Er bittet sie, sich noch eine Viertelstunde zu ihm zu setzen, sie verspricht es,

Digitized by Google

aber erst giebt sie dem Vogel frisches Wasser, dann fegt sie die Cigarrenasche auf, welche an die Erde gefallen, dann läuft sie noch einige Male in die Küche, klopft seine Morgenschuhe aus, ordnet hier und dort, und als sie endlich bereit ist, seinen wiederholten Wunsch zu erfüllen, ist die Viertelstunde längst verflogen und er hat keine Zeit mehr.

Er muß über ihren übergroßen Eifer lächeln, hofft indeß, daß die Zeit ihr mehr Ruhe und Gemüthlichkeit geben wird.

Als er am Mittage heimkommt, findet er seine Frau noch in der Küche beschäftigt. Sie ist erschreckt, als sie ihn erblickt, denn das Essen ist noch nicht fertig. Vergebens sucht er sie zu beruhigen. Ihre Mutter hat ihr gesagt, wenn der Mann am Mittage nach Hause käme, müsse stets das Essen fertig sein, und nun diese Pflichtverletzung gleich am ersten Mittage! Sie ist untröstlich darüber.

In ihrer Geschäftigkeit gönnt sie Edgar nicht einmal Zeit, ihr einen Kuß zu geben — das Essen könnte während der Zeit verderben, und nie würde sie wieder Ruhe finden.

Auch beim Essen gönnt sie sich kaum fünf Minuten Zeit. Ihre pflichtmäßigen Aufmerksamkeiten gegen ihren Gatten werden diesem fast peinlich. Er erzählt ihr Mehreres — Alles ist ihr gleichgiltig, nur als er ihre Suppe lobt, glänzt ihr Gesicht in verklärter Seligkeit.

Auf's Neue muß Edgar am Nachmittage fort. Er ist zu einem Kranken auf's Land gerufen. Es wird am Abend spät, ehe er zurück kommt. Es ist kühles unfreundliches Wetter. Er freut sich auf den Abend, auf sein gemüthliches Zimmer. Dann hat Hannchen doch endlich Zeit, ungestört mit ihm zu plaudern.

Mit diesen Gedanken kommt er heim.

Digitized by Google

„Gottlob, daß ich heim bin!“ ruft er Hannchen entgegen, als er in das Haus tritt. Nie hat er sich so nach seinem Zimmer gesehnt — der Weg hat ihn ermüdet.

Hannchens Gesicht strahlt vor Freude und der Genugthuung, ihre Pflicht vollkommen gethan zu haben. Das Essen ist besorgt — Alles in Bereitschaft.

Er tritt in das Zimmer und bleibt schon auf der Schwelle erschreckt stehen. Ein verhaßter Geruch dringt ihm entgegen. Sie — Hannchen — seine Frau hat das Zimmer frisch scheuern lassen. Und er haßt alles Scheuern. Erst am Mittage hat er sich über den reinlichen Fußboden gefreut und gehofft, daß er in mehreren Wochen nicht gescheuert werden brauche. Und nun heute schon!

„Hannchen, Hannchen! Was hast Du begonnen?“ ruft er verzweiflungsvoll und alle Sünden, die er seit zwanzig Jahren begangen, fallen ihm ein.

Hannchen sieht ihn erstaunt an. Sie begreift ihn nicht. Es ist ihr unmöglich, zu fassen, wie es einen Menschen geben könne, der nicht an einem frisch gescheuerten Zimmer Wohlgefallen finden werde.

„Du hast das Zimmer scheuern lassen!“ ruft Edgar und sieht noch mit Entsetzen die feuchten Stellen in den Dielen.

„Das Mädchen hatte nichts weiter zu thun,“ erwiderte Hannchen unbefangen.

„Also deshalb — deshalb! — Kind,“ ruft Edgar und erfaßt die Hand seiner Frau: „Kind, ich hasse alles Scheuern. Wenn das Mädchen künftig keine Arbeit hat, laß es spazieren gehen, laß es sich lieber amüsiren, laß es tanzen, in Droschken fahren, ich will Alles bezahlen — nur nicht wieder scheuern. Der ganze Abend ist mir verdorben!“

Digitized by Google

Hannchen weint. Nicht über den Vorwurf ihres Mannes — der Mann ist ja der Herr. Darüber weint sie, daß sie einen Mann besitzt, der am Scheuern kein Wohlgefallen hat, und sie fühlt sich nie glücklicher, als wenn das ganze Haus gereinigt wird.

Und thöricht der Mann, der hofft, seiner Gattin eine solche anerzogene Scheuermanie abzugewöhnen. Sie muß scheuern oder wird herzkrank. Auch Edgar hofft seine Frau von dieser unangenehmen feuchten Eigenschaft zu heilen — er kauft in sämmtliche Zimmer Decken, welche den ganzen Boden bedecken.

Den Scheuerteufel seiner Frau hat er dadurch beschworen, nun kommt dafür der Klopfteufel. Alle paar Tage werden die Decken aufgenommen und ausgepocht, gebürstet und gelüftet. Kommt er nach Hause und hofft für einige Stunden Ruhe zu finden, so hört er schon von Weitem das Pochen. Die Meubles stehen mitten im Zimmer, die Decken sind aufgenommen und werden ausgepocht. Kaum findet er so viel Platz, daß er den Stock sicher in eine Ecke stellen kann. Und die Fensterbretter und Meubles werden abgewaschen und polirt, die Tapeten mit Brod abgerieben — das vermag er nicht zu hindern.

Er hat ein Zimmer für sich bestimmt, dasselbe für ein unantastbares Heiligthum erklärt — auch das hilft nichts. Sobald er einmal vergißt, den Schlüssel zu dem Zimmer mitzunehmen, so kann er darauf wetten, daß seine Frau ihr Reinigungsfest feiert. —

Er hat eine unendliche Langmuth und sieht vollkommen ein, daß all' diese unangenehmen, ungemüthlichen Eigenschaften nur aus einer verkehrten Erziehung hervorgegangen

Digitized by Google

ſind. Sie liebt ihn, ſie trägt ihn faſt auf Händen, nur das Eine vermag ſie nicht zu faſſen, daß er am Wiſchen und Scheuern, an ihrer Wirthſchaft nicht daſſelbe Intereſſe und Vergnügen, wie ſie, finden ſollte.

Er ſehnt ſich ordentlich in ſeinem Zimmer nach etwas Staub, nach einer kleinen Spinne oder einigen Fliegen, er würde ſeinem Hannchen vor Freude um den Hals fallen, wenn ſie ihm nur einmal verbranntes oder verſalzenes Eſſen brächte, er würde der glücklichſte Menſch ſein, wenn ſie während er ſie an ſein Herz drückt, nur einmal vergeſſen könnte, daß ſie Milch auf das Feuer geſetzt.

Von den Schätzen und Reichthümern der deutſchen Literatur hat ſie keine Idee. In ihrer Jugend hat ſie einmal den Robinſon geleſen und geſteht offen, daß ſie nichts mehr davon weiß. Wenn er ihr Gefallen am Leſen erwecken könnte! Bibliotheken würde er aufkaufen, um dieſe Neigung zu nähren.

An den langen Winterabenden beſchließt er ihr vorzuleſen. Was ſoll er zuerſt wählen? Er kennt ihren Geſchmack noch nicht. Sie behauptet, Alles gern zu hören.

Von Schiller kennt ſie nur die Glocke. Er lieſt ihr den Wilhelm Tell vor mit ſo viel dramatiſchem Ausdruck als möglich. Hannchen ſitzt daneben und ſtrickt mit ungeheurem Eifer. Das Klingen und Klappern der Stricknadeln ſtört ihn.

„Beſtes Kind," bittet er, laß das Stricken ſein, es ſtört mich."

„Aber Deine Strümpfe, lieber Edgar," wirft ſie ein.

„Laß — laß nur, ich will lieber barfuß laufen," ruft er etwas ungeduldig.

Digitized by Google

Hannchen sieht ihn entsetzt an. Ihr Mann barfuß! Welche Ansicht sollen die Menschen von ihr und ihrer Wirthschaft bekommen! Zum Glück hat er noch Strümpfe genug — einige Dutzend — diesen Gedanken hängt sie nach, während Edgar mit Eifer weiter liest und sich innerlich freut, daß seine Frau so aufmerksam zuhört.

Er ahnt nicht, daß sie fast keines seiner Worte hört, sondern in Gedanken sich ausmalt, wie schön es sei, wenn sie eine Ziege habe, welche sie selbst füttern und melken könnte. Wie manchen Groschen würde sie dadurch ersparen. Wie schön, wenn sie ihren Gatten eines Tages mit etwas selbstgemachter Ziegenbutter und mit Ziegenkäse überraschen könnte. Sie versteht Alles.

Edgar liest mit Feuer immer weiter. Der Schweiß rinnt ihm von der Stirn, er bringt ihn gern zum Opfer, da seine Frau so still und aufmerksam zuhört.

Am Schluß der zweiten Scene im vierten Acte schöpft er einen Augenblick Athem. Mit einem Tuche wischt er den Schweiß von der Stirn. Er sammelt Kraft zu dem herrlichen Monologe Tells, mit welchem die dritte Scene beginnt. All' seine Kräfte nimmt er zusammen und liest mit Begeisterung weiter:

„Dritte Scene.

„Die hohle Gasse bei Küßnacht. Man steigt von hinten zwischen Felsen herunter und die Wanderer werden, ehe sie auf der Scene erscheinen, schon von der Höhe gesehen. Felsen umschließen die ganze Scene, auf einem der vordersten ist ein Vorsprung mit Gesträuch bewachsen.

Digitized by Google

„Tell (tritt auf mit der Armbruſt):

„Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen:
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht.
Hier vollend' ich's —"

„Lieber Edgar, eine Frage," unterbricht ihn Hannchen.

„Was denn?" fragt Edgar, unwillig, daß ſie ihn gerade in dieſem Monologe unterbricht.

„Wer iſt denn dieſer Tell eigentlich?"

„Wer er iſt!" ruft Edgar und blickt ſeine Frau entſetzt an. Die Haare ſtehen ihm zu Berge. „Wer er iſt?" wiederholt er und ſieht ſie mit größter Verwunderung an.

Sie ahnt, daß ſie eine zu naive Frage gethan und ſucht ſich zu verbeſſern.

„Ich meine," ſtotterte ſie, „was für einem Stände er angehört und ob — er noch lebt?"

„Ob er noch lebt? Was für einem Stande er angehört?" wiederholt Edgar. „Ob er noch lebt? Hahaha! Natürlich lebt er noch. Er iſt ein Mann in ſeinen beſten Jahren und Kupferſchmied! Hahaha! Uebermorgen läßt er einen Jungen taufen, und ſeine Frau hat ſchon Kuchen dazu gebacken — fünf Pfund Roſinen und zehn Pfund Butter und, auf Ehre, auch Mehl hat ſie dazu genommen! Hahaha! Dieſer Tell iſt ein famoſer Kerl und wie geſagt — er iſt Kupferſchmied und mein Freund!"

Er ſchlägt das Buch zu und preßt die Lippen aufeinander, um ſeine gewaltige Erregung zu verbergen.

Hannchen begreift nicht recht, was in ihm vorgeht, ſie bemerkt aber ſeinen Unwillen.

„Lies doch weiter," bittet ſie kleinlaut.

„Ich ſoll weiter leſen! Die Geſchichte iſt zu Ende. Haſt

Digitized by Google

Du nicht gehört, Tell sagt: „Hier vollend' ich's.“ So mache ich es auch, denn Tell ist mein Freund und Kupferschmied, übrigens ein ganz gemüthlicher Junge.“

Er steht auf und geht aufgeregt im Zimmer auf und ab. Mit ängstlichen Blicken schaut Hannchen ihn an.

„Was hast Du, lieber Edgar?“ fragt sie. „Was ist Dir? — bist Du nicht wohl? Soll ich Dir Thee machen?“

„Ich nicht wohl? — Außerordentlich wohl! Ich habe mich nie so wohl befunden. Aber Du hast Recht, mache mir etwas Thee — etwas viel und gieß sogleich Rum hinein oder auch Arrac! Nur etwas viel!“

„Rum? — Arrac? wiederholt Hannchen. „Was für Thee wünschest Du denn? Camillen- oder Lindenblüthenthee, ich habe beide im Hause.“

„So nimm beide. Mir ist Alles Recht, und wenn Du ihn von Pfeffer kochst. Nur vergiß den Rum nicht. Hole ihn mir, mein Schatz, ich will ihn lieber sogleich trinken, dann kannst Du den Thee sparen.“

Hannchen schweigt. Sie begreift ihren Mann nicht. Sie vermag nicht zu fassen, wie so etwas in einer Wirthschaft vorkommen kann.

Zum Glück für Edgar wird er zu einem Kranken gerufen und er stürmt fort mit einer Eile, als ob sein eigenes Leben in Gefahr wäre. Draußen schlägt er sich vor die Stirn und sagt nichts.

Als er spät wieder heimkommt, erwartet ihn Hannchen pflichtgemäß. Der Camillenthee steht bereit, eine Wärmflasche in seinem Bette.

Edgar ist noch immer aufgeregt.

„Eine Wärmflasche!“ ruft er, als sie ihm erzählt, wie

Digitized by Google

sehr sie für ihn gesorgt. „Eine Wärmflasche! Fühle an meinen Kopf, wie er glüht — ich brauche keine Wärme mehr.“

„Aber Deine Füße.“

„Du hast recht — meine Füße! Ich hatte wahrhaftig ganz vergessen, daß ich auch Füße habe. Es ist gut — nun — nun leg' Dich zur Ruhe. Den Thee — ja den Thee will ich später einmal trinken.“

Edgar besteht in der Nacht einen schweren inneren Kampf. Hoffnungen, Träume, Illusionen und Wünsche — Alles reißt er in der einen Nacht aus seiner Brust. Wozu auch — er hat ja eine ganz vortreffliche Frau.

Ruhig läßt er sie gewähren. Sie macht keinen Anspruch auf Vergnügen und Zerstreuung. Jahre vergehen. Sie bekommt Kinder und er unter ihrer trefflichen Pflege einen gelinden Umfang. Alles geht in größter Ordnung. Die Welt könnte am Sonntag Morgen untergehen, dennoch würde Hannchen am Sonnabend sämmtliche Fenster putzen und reine Strümpfe für den Montag zurecht legen. Alle gelehrten Societäten könnten ihren Mann zum Ehrenmitgliede ernennen, es würde ihr nicht so viel Freude machen, als ein gut gelungener Braten.

Tag und Nacht kann sie im Hause beschäftigt sein, ohne zu ermüden. Die Kinder gedeihen und sind immer gekämmt. Auch im Winter zieht sie Petersilie in einem Topfe, und nie erfriert ihr ein Apfel.

Schmutz und Staub giebt es in dem Hause des Doctor Haller nicht, seine Frau ist eine Musterfrau, denn Alles, was außerhalb des Kreises ihres Hauses liegt, hat kein Interesse für sie. Und Edgar? Er wird mit jedem

Digitized by Google

Jahre ſtärker, er hat ſieben Kinder, er blüht wie eine Roſe; aber ſeine Frau, die Hausglucke, hat ihn geiſtig todt gemacht.

III.

Die Gelehrte.

Es iſt eine eigenthümliche Thatſache, daß bei den meiſten Männern keine Frauen mehr gefürchtet und verſchrieen ſind, als die gelehrten. Wir meinen nicht die Blauſtrümpfe, welche mit unermüdlichem Eifer dichten, ſchreiben und die Buchhändler quälen, denn ſie ſind nicht immer gelehrt, ſondern jene Frauen, die ſich einen wiſſenſchaftlichen, gelehrten Anhauch geben und denſelben mit Selbſtgefühl immer zur Schau tragen, die beim Kaffeekochen H. Heine's Reiſebilder, beim Stricken Cicero's Rede gegen Catilina, beim Ankleiden Tertullian's Werk de virginibus velandis und beim Auskleiden Ovid's ars amandi citiren und meiſtens das Unglück haben, ihre Citate falſch zu wählen. Sie leſen viel und verſtehen wenig und begehen die großen Fehler, gerade mit dem Unverſtandenen prahlen zu wollen.

Die Madame Bernier ſagt in ihrem Buche: „Ueber die Erziehung der Frauen“: „Welches iſt denn die wahre

Wissenschaft der Frauen? Die Moral. Das ist das einzige Studium, was sich für sie schickt, was ihnen nothwendig ist, und durch welches sie auf die Tugend der Männer Einfluß haben können."

Nur um Gottes Willen nicht zuviel Moral. Lieber noch eine gelehrte Frau, als eine mit allzu viel Moral, die bei jedem Butterbrod eine Sittenpredigt hält, die in kein Museum geht, weil sie die Hosen des Jupiters nicht anständig genug findet, die ihre Töchter nicht zu Ball führen will, weil sie behauptet, seit ihrer Jugend sei die Welt — sie meint die jungen Herren — erschrecklich unmoralisch geworden, und die Katzenberger's Badereise von Jean Paul unmoralisch findet, weil darin der Ausdruck „Bauch" vorkommt.

Wir stehen jetzt auf einem anderen Standpunkte, als Madame Bernier wünscht und als der ist, von dem schon der alte römische Satyriker Juvenal sang:

Allzu viel von den Regeln des Styls verstehe Dein Weib nicht!
Niemals soll in schön gedrechselten Phrasen sie sprechen!
Alles muß sie nicht wissen! Was sie aus Büchern erlernte,
Wenig sei es und das auch halb und halb nur verstanden.
Schrecklich ist's mir verhaßt, wenn Eine grammatische Künste
Treibt und redet beständig nach allen Regeln der Sprache,
Wenn sie gelehrte Bücher citirt, die ich selber nicht kenne.

Unser Jahrhundert verlangt Bildung für Alle, nur keine Gelehrsamkeit für Frauen.

Es wird viele Frauen empören und dennoch ist es wahr, daß durch Gelehrsamkeit jede Naivetät und Frische der Anschauung, jede Jugendlichkeit, welche das weibliche Gemüth sich immer bewahren soll, jede Weiblichkeit der Empfindung verloren geht.

Digitized by Google

Es ist Bestimmung jeder Blume, zu blühen und zu welken. Selbst in den abgefallenen gelben Blüthenblättern liegt etwas Poetisches, aber nicht in den für ein Herbarium getrockneten und gepreßten Blüthen. Der Wissenschaft mag dadurch ein Dienst geschehen, der Poesie nicht.

Interessant ist es, zu verfolgen, auf welchem Wege die meisten gelehrten oder sich gelehrt stellenden Frauen zu diesem, ihrem innersten Wesen und Berufe widerstrebenden Standpunkte gelangen.

Es ist ein junges, schwärmerisches, kränkliches Mädchen, nicht ohne Anlagen, die aber nicht richtig benutzt sind. Trotz der bleichsüchtigen Wangen schlägt das Herz schnell und fast fieberhaft glühend. Romantische Wünsche und Verlangen erfüllen es, sentimental, überschwenglich. Geibel's Gedichte, Redwitz's Amaranth tragen die ersten Keime dazu bei. Es schwelgt in solchen Gedichten und liest mehr und mehr, Gedichte, Romane und Erzählungen.

Es sehnt sich nach etwas Unbestimmtem, Außerordentlichem, Abenteuerlichem. Von einem schönen Dichter, Componisten oder Räuberhauptmann würde es sich gern entführen lassen. Die allzu strengen deutschen Polizeigesetze gestatten keine Räuberhauptmanns und auch keine Entführungen mehr und die Dichter sind außerdem froh, wenn sie für sich allein zu leben haben.

Diese Zeit ist eine gefährliche und verhängnißvolle für das schwärmerische Mädchen. Wäre es reich, schön, so fände sich leicht ein Mann, dem es trotz seiner schwärmerischen Wünsche die Hand reicht, und die Ehe und das praktische Leben mit Kindergeschrei und Dienstmädchenärger pflegt in

Digitized by Google

solchen Fällen die Schwärmerei zu vertreiben, wie ein tüchtiger gesunder Wind den Morgennebel.

Das unglückliche Mädchen bleibt ledig. Seine Schulbildung ist gut. Es spielt Piano, spricht ein wenig Französisch, malt etwas mit Pastellfarben, stickt und dichtet und ist in der Naturgeschichte so weit bewandert, daß es einen Hirschkäfer von einem Häringe unterscheiden kann. Die nöthigen Kenntnisse, das hinreichende Alter, das mangelhafte Vermögen — Alles ist vorhanden, und das Mädchen wird deshalb Gouvernante.

Eine Metamorphose geht mit der Gouvernante vor. Sie schwärmt im Stillen weiter, aber äußerlich ist sie kalt, ernst, sittenrichterlich und langweilig. Sie liest viel und lernt Manches, weil sie es zum Unterrichten nöthig hat und kommt sich schließlich selbst ungeheuer gelehrt vor.

Ihre Locken, auf welche sie früher viel Mühe verwandt hat und welche der Stolz ihrer jungen Jahre waren, fangen an, bedenklich dünn zu werden. Ein unangenehmes Grau mischt sich dazwischen. Längs der Nase bilden sich verdächtige Falten. Alle Reize sind bei ihr geschwunden, jetzt bedarf sie anderer Anknüpfungspunkte, um die Herren zu fesseln und eine Unterhaltung mit ihnen zu beginnen. Ihre Gelehrsamkeit benutzt sie dazu, und je mehr sie sieht, daß dieses Mittel hilft, um so eifriger studirt sie Alles durch einander, Literatur und Geologie, Astronomie und Aesthetik, Geschichte, Pädagogik und Botanik. Selbst die griechische Mythologie beschäftigt sie an stillen, einsamen Abenden.

Wie eine Jungfrau vor ihrem vollendeten dreiundsiebenzigsten Lebensjahre sich nie sicher fühlen kann, daß sie

Digitized by Google

Die Gelehrte.

Digitized by Google

nicht noch die Liebe eines Mannes gewinnt, so heirathen auch gelehrte Gouvernantinnen häufig noch und bilden dann die richtigen, echten gelehrten Frauen, die für das praktische Leben völlig unbrauchbar geworden sind.

Sie sind vernünftig genug geworden, um sich gestehen zu müssen, daß ihre Stellung als Frau ihnen nicht bloß Freuden bringt, sondern auch Pflichten aufbürdet und sind fest entschlossen, denselben nach allen Regeln der Theorie, welche sie aus Büchern geschöpft und in durchaus rationeller Weise nachzukommen.

Die Nahrungsmittel wollen sie nach Moleschott's Angaben wählen, sie kochen nach Klencke's chemischem Koch- und Wirthschaftsbuche, backen Brod nach Liebig und Johnston, und in Betreff einer rationellen Kaffekochungsmethode ohne die theuern Kaffeebohnen, wenden sie sich an einen Buchhändler, um eine Schrift darüber zu erhalten.

Sobald sie freilich als Frau in die Praxis treten, gestaltet sich Manches anders.

Adelaide Burzmüller hat sich noch in ihrem fünfunddreißigsten Jahre vermählt. Volle fünfzehn Jahre hat sie in der schädlichen Gouvernanten-Atmosphäre gelebt, und diese Jahre sind nicht ohne Einfluß auf sie geblieben. Noch trägt sie die zu beiden Seiten ihrer Wangen herabhängenden langen, hellblonden Locken; wer indeß weiß, wie unendlich viel Mühe diese Locken jeden Abend und jeden Morgen verursachen, der versteht erst, was es heißt, der scheidenden Jugend Opfer zu bringen.

Diese Locken sind Adelaide's Stolz. Alles Andere vergißt sie darüber: die Falten in ihrem Gesichte, die Lücken in ihrem Munde und die Anfänge des Podagras.

Digitized by Google

Ihre Freundinnen begreifen nicht, wie sie noch zu einem Manne gekommen ist, der nicht älter ist als sie, ein Kaufmann, von liebenswürdiger Kleinheit und Wohlbeleibtheit, der einiges Vermögen besitzt und sich Hermann Greif nennt. Sie weiß, was ihre Freundinnen über sie sprechen und sie lächelt darüber. Mit Selbstgefühl kann sie sich gestehen, daß sie ihn durch ihre Gelehrsamkeit sich erworben hat.

Auf einem Balle hat sie ihn kennen gelernt, und da Greif nicht tanzt, hat sie sich mit ihm unterhalten. Von den Gesängen Ossian's, den Lustspielen des Terenz und Byron's Manfred hat sie gegen ihn geschwärmt. Begeistert durch ihre Gelehrsamkeit und um seine eigene Unkenntniß in diesen Sachen zu verbergen, hat Greif ausgerufen, er schätze den Mann glücklich, der eine solche Frau, wie sie sei, besitze. Da hat sie, alle falsche Prüdigkeit vergessend, ihm die Hand gereicht und geflüstert, sie wolle seinem Glücke nicht im Wege stehen, und vor Liebe erröthend, hat sie sich die Locken von den Wangen zurückgestrichen.

Greif ist zu überrascht gewesen, um sich mit Gewandtheit aus dieser peinlichen Situation herauszuwickeln. Er hat die ihm dargereichte Hand angenommen und damit zugleich Adelaide's Herz. Um seine wahren Gefühle zu verbergen, hat er sich seinen Freunden gegenüber gerühmt, daß er nach einer solchen Frau sich lange gesehnt habe.

Ziemlich glücklich ist die Brautzeit dahingeschwunden. Jetzt ist er mit ihr vermählt. Es ist der erste Tag der jungen Ehe. Sie hat sich gerühmt, daß sie die Hauswirthschaft in durchaus rationeller Weise führen werde, und er ist gespannt, wie dieselbe ausfällt.

Früh am Morgen ist er in sein Geschäft geeilt. Er hat seiner Adelaide gesagt, daß er um zwölf Uhr Mittags heimkomme und daß sie ihn erfreuen werde, wenn dann das Essen fertig sei, da er als tüchtiger Kaufmann um zwölf Uhr auch einen tüchtigen Hunger habe. Sie hat versprochen, sich ganz für ihn aufzuopfern.

Es ist zwölf Uhr. Adelaide hat vergessen, ihm das Frühstück zu übersenden, und mit dem Appetite eines Ausgehungerten eilt er heim. Er fliegt die Treppe hinauf zu seiner Wohnung, er öffnet die Thür des Corridors. Ein furchtbarer Geruch dringt ihm entgegen. Angebranntes Fleisch, übergekochte Milch, verbranntes Fett — eins von den dreien oder Alles zugleich muß diesen abscheulichen Geruch verbreiten, der ihm die Brust beengt.

Er stürzt in die Küche. Ueberrascht bleibt er auf der Schwelle stehen. Welchen Anblick bietet ihm seine Gattin dar! In ihrem weißen Nachtjäckchen mit rosa Schleifen auf den Schultern, eine riesige Küchenschürze vorgebunden, steht sie vor dem Heerde. Sie hört ihn nicht kommen. Eine Hornbrille hat sie aufgesetzt — er hat sie noch nie mit einer Brille gesehen. In der Linken hält sie ein Buch, in dem sie mit Eifer liest, mit der Rechten rührt sie halb mechanisch mit einem Löffel in einem Topfe herum, und die aufgelösten, herabhängenden Locken ihrer rechten Wange hängen mit in den Topf. Bücher liegen auf dem Tisch daneben zwischen Eiern, Kartoffeln und Zwiebeln.

Sprachlos starrt Greif einige Augenblicke dieses Bild an.

„Adelaide!" ruft er dann laut, und in dem Tone seiner Stimme prägt sich sein ganzer Schrecken aus.

Lächelnd wendet sie den Kopf zur Seite.

Digitized by Google

„Guten Tag, lieber Hermann," erwidert sie. „Ich lese hier eine reizende Stelle im Ossian," fährt sie fort. „Höre Hermann, wie schön er in seiner Darthula singt —", und mit Pathos liest sie:

„Schön bist Du, Tochter des Himmels,
Hold das Schweigen auf Deinem Antlitz,
In Lieblichkeit kommst Du daher!
Die Sterne begleiten
In Osten Deinen blauen Lauf."

„Aber, Adelaide!" das Essen!" unterbricht sie Greif.

Die Locke hängt noch immer in dem Topfe und dichte Dämpfe steigen daraus auf.

„Höre nur weiter, lieber Hermann," fährt sie, seine Worte kaum hörend, fort:

„Die Wolken jauchzen,
O Mond! in Deiner Gegenwart,
Und erleuchten ihre dunkeln Seiten.
Wer ist am Himmel Dir gleich,
Du Licht der schweigenden Nacht?
Die Sterne sind beschämt,
Bist Du zugegen,
Und wenden hinweg
Ihre funkelnden Augen!"

„Aber Adelaide! das Essen!" ruft Greif noch lauter.

„Laß — laß nur," fällt sie ein. „Sieh, ich verbinde das Schöne mit dem Nützlichen —

„Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand."

singt unser Schiller in seiner Glocke, und ich weiß, daß Du Ossian und Schiller beide gleich leidenschaftlich liebst."

Digitized by Google

„Ich — ich?“ ruft Greif. „Ich liebe sie nicht — ich hasse sie! — und das Essen — das Essen — der Topf — Deine Locken!“

Er hat die Wahrheit gesagt, denn nie hat er einen Dichter leidenschaftlich geliebt.

Adelaide stürmt aus der Küche, sobald sie ihre gekochten Locken bemerkt. Sie muß die schönsten Erinnerungen ihrer Jugend erst wieder in Ordnung bringen.

Hungrig, aufgeregt durch die Strophen aus Ossian und Schiller, untersucht Greif die Töpfe. Verbrannt und versalzen ist Alles. Versalzen sogar das Wasser, mit welchem der Kaffee gekocht worden. Die Bücher wirft er zur Küche hinaus, den Ossian in's Feuer. Lustig verzehren den wilden Sänger die Flammen.

Erschöpft wirft sich Greif auf den Küchenschemel. Unter den rauchenden Töpfen mit ungenießbarem Inhalt sitzt er da, wie Titus auf den Trümmern Jerusalems. Er sinnt nach über die durchaus rationelle Weise, in der seine Frau die Wirthschaft führen will. Es dämmert leise in ihm auf von unglücklicher Wirthschaft und unglücklicher Ehe. Er verwünscht Alle, die Bücher geschrieben und gedruckt, selbst die unglücklichen Buchbinder, welche sie eingebunden.

Er stürmt fort aus dem Hause — den ersten Mittag schon muß er im Gasthause essen und sogar seinen Bekannten mit traurigem Gesichte vorlügen, daß seine Frau krank sei. Und manchen folgenden Tag geht's nicht besser. Seine Frau hat für nichts Interesse, als für ihre Bücher und ihre Locken.

Digitized by Google

Adelaide ist untauglich für jede häusliche Arbeit. Bis Mittag liegt sie häufig im Bette und liest. Des Nachmittags treibt sie häufig noch in dem Nachtjäckchen Französisch und Abends, wenn er ermüdet nach der Verordnung des neuesten, glücklich wieder ausgemaßregelten hannoverschen Katechismus „flugs und fröhlich einschlafen" will, quält sie ihn noch mit gelehrten Citaten und Auseinandersetzungen.

Zum Unglück gründet sie noch mit einem überspannten Apotheker und einem aus Noth privatisirenden Lehrer ein wissenschaftliches Kränzchen. Nun ist es mit ihr nicht mehr zum Aushalten. Er muß sich, so schwer dies seiner Kasse auch fällt, eine Wirthschafterin halten, welche Alles besorgt.

Nach einem Jahre beglückt ihn Adelaide mit einem Töchterchen. Von diesem Ereigniß hat er eine große Aenderung ihres Sinnes erwartet — vergebens. Mit Hartnäckigkeit sträubt sie sich gegen eine Amme. Etwas Besonderes soll aus ihrer Tochter werden. Sie behauptet, Romulus und Remus hätten nur deshalb Rom gegründet, weil sie durch eine Wölfin gesäugt worden seien, und für ihre Tochter verlangt sie zum wenigsten die Milch einer — Eselin.

Auch über des Kindes Namen geräth Greif mit ihr in Streit. Er will das Kind, ganz seinem practischen Sinne gemäß, Hannchen taufen lassen, und sie besteht auf dem Namen Terpsichore und setzt ihren Willen durch. Mit wunderbarem Klange und Mutterstolze spricht sie den Namen Terpsichore aus, während Greif ihn abkürzt und sein Kind stets nur Corechen nennt.

Es bleibt eine unglückliche Ehe. Greif beklagte sich über die zu große Gelehrsamkeit und Ueberspanntheit seiner

Digitized by Google

Frau, und Adelaide seufzt über den Mangel jeder gelehrten Bildung ihres Mannes. Eine Ausgleichung ist bei ihnen nicht möglich.

Greif athmet frei auf, als Adelaide nach einigen Jahren stirbt. Um nicht einen zweiten Fehlgriff zu thun, heirathet er seine Köchin, von der er ganz zuverlässig ist, daß sie das Wort Gelehrsamkeit kaum kennt.

Digitized by Google

Liebe vermag Alles!

Ein kleines Zimmer. In der Mitte stand eine Staffelei mit einem halb vollendeten Gemälde darauf. An den Wänden hingen Bilder und Studien in Oel, sämmtlich ohne Rahmen. Die Möbeln waren einfach, um nicht zu sagen ärmlich. In dem ganzen Zimmer war nicht ein einziger Luxusgegenstand zu bemerken, ausgenommen ein großes, prachtvolles weibliches Portrait in einem breiten kostbaren Goldrahmen.

Es waren schöne edle Züge, welches dieses Portrait darstellte. Aus den großen dunkeln, von langen Wimpern überschatteten Augen leuchtete Gluth und Sanftmuth zugleich. Die rosigen Lippen und Wangen sprachen von voller, frischer Jugendkraft. Dem ganzen Bilde war ein duftiger, poetischer Ton überhaucht. Es schien Leben, wirkliches, jede Ader durchströmendes Leben in ihm zu sein, wenn man es längere Zeit anschaute. Die Hand des Künstlers, welche es gemalt, hatte es mit ganzer Seele, mit voller Liebe geschaffen.

Das Original zu diesem Bilde saß am Fenster an einem Nähtische, eine Frau, vielleicht nahe an dreißig Jahre. Sie

Digitized by Google

war das Original. Auf den ersten Blick erkannte man es — und doch war sie es wieder nicht. Dahin war die Jugendfrische, das Feuer der Augen. Sie waren noch eben so groß und dunkel, aber eine stille Schwermuth blickte aus ihnen. Auf ihren Wangen lag eine durchsichtige, krankhafte Blässe.

Sie nähte eifrig. Dann und wann hörte sie erschöpft inne und gönnte sich eine kurze Erholung. Das Nähen strengte sie sichtbar an. Die Mühe, welche sie sich gab, ihre Schwäche zu überwinden, gab ihren Bewegungen, wenn sie das Nähzeug wieder zur Hand nahm, etwas Hastiges.

Vor der Staffelei saß ein Mann, wenige Jahre älter als die Frau. Seine Linke hielt die Palette, die Rechte führte mit Geschick und oft mit kühnen, genialen Strichen den Pinsel. Er sah nicht aus wie ein Maler, einfach, schlicht. Nicht einmal ein Bart schmückte seine Lippen. Seine ganze Erscheinung hatte auf den ersten Anblick sogar etwas Philisterhaftes. Nur wenn er sich zuweilen nach seiner Frau umschaute und sie anlachte, so lustig und lebensfroh, dann erhielt auch sein Auge einen ganz anderen Ausdruck. Dann glänzte ein Glück daraus und eine Ruhe der Seele, die sich über alle Schläge und Malicen des Geschickes mit heiterem Sinn hinwegzusetzen vermag.

Wieder legte er den Pinsel zur Seite und blickte sich lächelnd nach seiner Frau um.

„Toni, wenn ich dies Bild vollendet und verkauft habe, — dann — dann opfere ich Dein Nähzeug den Göttern!"

Die Frau lächelte.

„Ich kann es nicht mehr ansehen, daß Du den ganzen Tag nähst. Gestehe es nur, es wird Dir schwer."

Digitized by Google

„Mußt Du nicht auch arbeiten — und mehr als ich?“ erwiderte die Frau.

„Haha! Toni! Der Mann ist des Weibes Haupt! Und von dem Haupte kann man verlangen, daß es für die übrigen Glieder sorgt. Deshalb sitzt es oben auf dem Rumpfe. Ich hatte schlecht für Dich gesorgt, Toni. Ich hatte Dir ein anderes Leben zugedacht — ich habe es Dir, glaube ich, sogar versprochen — aber, es giebt im Menschenleben Augenblicke — wo — man eben kein Geld hat.“

„Alfred,“ fiel die Frau ein, „glaubst Du, daß ich mit meiner Lage nicht zufrieden bin?“

„Ich weiß es — Du bist es!“ — er stand auf, trat zu ihr und legte den Arm um ihre Taille. „Deine grenzenlose Bescheidenheit ist mit Allem zufrieden! Ich bin anders. Ich könnte dem Geschick trotzen, könnte vor dasselbe hintreten und eine Sturmpetition um Geld einreichen. Doch es hilft nichts! Ich kenne das Geschick. Es ist nicht bei Kasse, wenn es einem ehrlichen Teufel aus der Tinte helfen soll! Haha! Aber der Kopf oben, Toni! Die Liebe vermag Alles. Ich verspreche Dir — — Still! Wer kommt da!“

Tritte vor der Thür wurden hörbar. Ziemlich heftig wurde angepocht, und ein Mann trat ein. Ein trüber ängstlicher Blick flog über das Gesicht der jungen Frau. Der Maler blieb ruhig. Ein Lächeln zuckte um seinen Mund.

„Herr Berg,“ sprach der Eingetretene, ein Mann von etwa funfzig Jahren, mit scharf ausgeprägten groben Zügen. „Herr Berg, heute ist der fünfte Januar, der letzte Termin, bis zu welchem ich versprochen hatte, mit der Bezahlung der Miethe zu warten. Wenn Sie heute nicht bezahlen, so —“

Digitized by Google

„Alſo der fünfte Januar! Bitte, ſetzen Sie ſich, Herr Schimmelmann! Bitte — bitte!“

Berg ſetzte ihm einen Stuhl hin und fuhr dann fort:

„Alſo Geld wünſchen Sie?“

„Gewiß!“ entgegnete der Mann, der Eigenthümer des Hauſes, kurz.

„Ich kann Sie nicht deshalb verdammen, Herr Schimmelmann, auch ich wünſche Geld. Sie von mir — ich vom Geſchick. Wir befinden uns in gleicher Lage.“

„Ich verlange die Bezahlung der Miethe, oder behalte Sie nicht einen Tag länger im Hauſe!“ rief der Wirth.

„Herr Schimmelmann,“ entgegnete Berg mit der größten Gemüthsruhe, „unterbrechen Sie mich nicht in meiner Rede. Ich will Ihnen nur auseinanderſetzen, daß Sie nicht klug handeln, wenn Sie mich aus dem Hauſe werfen. Hören Sie. Sie ſind ein Mann von geſetzten Jahren — Sie haben ſogar eine Tochter, Herr Schimmelmann; ich kenne ſie; ſie iſt ſehr hübſch, denn ſie hat kleine Füße und ſieht Ihnen nicht ähnlich — da müſſen Sie ruhig handeln. Nur keine Ueberſtürzung! Erſtens erhalten Sie dadurch auch noch kein Geld, zweitens werfen Sie ein unangenehmes Licht auf Ihre Gutmüthigkeit und drittens bedenken Sie —“

„Zum Teufel!“ Ich habe gar nichts zu bedenken, Herr!“ unterbrach ihn der Wirth unwillig. „Ich will mein Geld haben! Punktum!“

„Setzen Sie lieber ein Fragezeichen, Herr Schimmelmann,“ warf Berg ruhig lächelnd ein. „Es iſt richtiger, denn — Geld habe ich nicht!“

Des Wirths Geſicht röthete ſich vor Zorn. Er blickte im Zimmer umher, um irgend einen werthvollen Gegen-

Digitized by Google

ſtand zu ſuchen. Sein Auge blieb auf dem Portrait haften. Der prachtvolle Rahmen mußte viel Geld gekoſtet haben.

„Verkaufen Sie doch das Bild da! Einige Thaler werden Sie doch wohl dafür bekommen. „Ich ſelbſt —“ Er ſprach ſich nicht weiter aus, aber er dachte an den Rahmen.

„Glauben Sie, daß ich einige Thaler dafür bekommen werde, Herr Schimmelmann?“ erwiderte Berg bitter. „Ich ſchätze Ihren außerordentlichen Kunſtſinn! Sie ſelbſt — ich verſtehe. Aber ſehen Sie — ich verkaufe das Bild nicht — um keinen Preis, und wenn Sie mir Ihr ganzes Haus und ſich ſelbſt dafür geben wollten! — Aber, wenn ich Sie malen ſoll, Herr Schimmelmann — es ſoll ein Prachtportrait eines Wirths werden. In der Linken einen Beutel mit hunderttauſend Thalern, in der Rechten einen Abmiether, den Sie zerquetſchen und zermalmen; um den Mund ein freundliches Lächeln — die Naſe ſpitz — die Ohren weit abſtehend — die Augen nichts durchbohrend —“

„Ich verbitte mir jeden Scherz!“ rief der Wirth ihn unterbrechend. „Heute noch ſollen Sie ausziehn — heute noch und wenn Sie mir die Wohnung mit Gold aufwiegen wollten!“

Er verließ ärgerlich das Zimmer.

„Dies werde ich nicht thun!“ rief Berg ihm nach. „Wahrhaftig, das werde ich nicht thun!“ Dann wandte er ſich um zu ſeiner Frau. „Toni, nicht wahr, das thun wir nicht?“

In den Augen der jungen Frau ſtanden Thränen. „Was ſollen wir beginnen?“ fragte ſie angſtvoll.

„Haha! Wir ziehen aus, Toni! Heute noch. Oder

Digitized by Google

glaubst Du, daß der Mann sich von mir malen lassen wird? Das würde ein Charakterbild — kostbar!"

„Scherze nicht, Alfred!" bat die junge Frau. Sie weinte still. „Was sollen wir beginnen? Wir haben noch keine andere Wohnung!"

„Ich suche eine — sogleich, und dann ziehen wir aus. Unsere Sachen machen uns wenig Beschwerden. Haha! Sie, Toni, ich grolle oft mit dem Geschick, daß es mich nicht reich gemacht hat — Deinetwegen. Um Dir das Leben angenehm machen zu können. Oft hat aber auch die Armuth ihr Gutes. Bester Schatz, in einer Stunde habe ich eine Wohnung, eine Stunde später sind unsere Sachen hinüber geschafft, und dann noch eine halbe Stunde, und wir sitzen in Gemüthlichkeit in unserem neuen Palaste! Haha, Toni! Nur immer den Kopf hoch!"

„Du wirst so schnell keine Wohnung finden!" warf die Frau ein.

„Ich finde sie — hier meine Hand darauf. Die Liebe vermag Alles, Toni, und lieb habe ich Dich, so lieb, als nur ein armer Teufel und Historienmaler ein gutes Herz lieben kann!"

Er schloß sie in die Arme, preßte sie fest an sein Herz, und auf ihr Gesicht kehrte ein Lächeln des Glücks zurück. Ja, sie war glücklich an seiner Seite, trotz aller Noth und Sorgen, über welche er sich mit unverwüstlichem Humor hinwegsetzte.

Berg kleidete sich an und verließ das Zimmer. Als er an der Thür stand, kehrte er noch einmal zurück und küßte seine Frau auf die Stirn. „In einer Stunde bin ich wieder da!" — dann eilte er fort.

Digitized by Google

Die junge Frau blieb allein zurück. Mit Hast ergriff sie das Nähzeug; bald ließ sie es jedoch wieder sinken und folgte ihren Gedanken, die ihren ganzen Lebenslauf durchliefen. Aufgewachsen unter den günstigsten Verhältnissen, hatte sie Berg aus Liebe gegen den Willen ihrer Eltern geheirathet. Sie hatte gewußt, daß er nur von seinem Pinsel lebte; aber sie kannte die Fähigkeiten desselben, und zu oft hatte Berg ihr seinen Wahlspruch: „Liebe vermag Alles!“ zugerufen. Mit freudigem Herzen hatte sie sein Loos getheilt. Unfälle und Krankheiten hatten sie in die bitterste, bedrängteste Lage gesetzt, aber Berg war zu stolz, um die Hilfe Anderer in Anspruch zu nehmen. Durch sich selbst wollte er sich wieder emporringen, und ein fester Muth und eine heitere Stimmung verließ ihn nie.

Und auch sie fühlte sich trotz aller Entbehrungen glücklich. Seine Liebe ersetzte ihr Alles, Sie wuchs mit ihrer Noth. Ohne bitteres Gefühl dachte sie an die trübsten Stunden zurück, es gewährte ihr sogar Freude, dieselben überwunden zu haben, dennoch sah sie oft nicht ohne Sorge der Zukunft entgegen. Wohin mußte es kommen, wenn Berg oder sie auf's Neue erkrankte! Und mit Zittern mußte sie sich gestehen, daß ihre Gesundheit schwächer war, als Berg ahnte. Er durfte es nicht wissen.

Sein Fortbleiben beunruhigte sie. Länger als zwei Stunden waren bereits entschwunden. Sollte er vergebens nach einer Wohnung suchen? Endlich hörte sie ihn kommen. Sie wollte ihm entgegeneilen, da trat er schon in's Zimmer. Er reichte ihr die Hand so herzlich wie immer, dennoch entging es ihr nicht, daß seine Augenbrauen zusammengezogen waren, finster, unwillig.

Digitized by Google

Sie fuhr ihm mit der glühenden Hand über die Stirn. Sie wagte kaum nach dem Erfolge seiner Bemühungen zu forschen. Dennoch fragte sie endlich:

„Du hast keine Wohnung gefunden, Alfred?"

„Doch — doch! Heute noch können wir sie beziehen. Nur mußte ich etwas lange suchen, weil — weil die Wirthe Sicherstellung verlangten. Haha! Toni, auf mein ehrliches Gesicht scheint außer Dir Niemand etwas zu halten. Endlich — endlich habe ich einen Menschen gefunden, der gutmüthig oder dumm genug war, meinem Worte zu glauben. Und eine Wohnung habe ich, Toni! Haha! Köstlich — köstlich! Nahe dem Himmel — im Bereich der Wolken — fünf Treppen hoch! Erschrick nicht, Schatz — ich trage Dich hinauf. Eine Aussicht haben wir dort oben — wie es wenige giebt — in zehn Höfe der Nachbarschaft und in die glücklichste Zukunft. Und allein wohnen wir dort oben — ganz allein! Ueber einen langen Boden führt der Pfad zu unserm kleinen Asyl. Erschrick nicht, Toni — es ist dort oben ein erhabenes Gefühl, die halbe Erde sich zu Füßen liegen zu sehen. Kein Gläubiger wird uns dort stören, die fünf Treppen — die fünf Treppen werden sie abschrecken! Ich hätte aufjubeln mögen dort oben. Ja, dort — dort können wir jubeln und singen. Dort wird uns Niemand hören, dorthin wird dann der Wirth nicht kommen, in dem Glauben, daß wir Geld empfangen hätten!"

Die junge Frau lächelte. Ihr wäre es recht gewesen, hätte sie zehn Treppen hoch ziehen müssen — nur allein wollte sie sein, abgeschieden von den Menschen, die über ihre Armuth die Achseln zuckten und spöttisch lachten.

„Und heute noch ziehen wir dorthin?" fragte sie.

Digitized by Google

„Heute noch. Und einen Schatz habe ich unterwegs entdeckt, Toni, einen unbezahlbaren Schatz. Du sollst ihn kennen lernen. In einer Stunde ist er hier, um unsere Sachen hinüber zu schaffen. Ein Mensch, Weib, der Dein, mein, unser Diener, unsere Magd, unser Tröster in schlechten Stunden sein will. Du wirst ihn sehen — er ist nicht groß, fast ein Zwerg, aber er trägt ein edles Herz in sich. Sieh', ich habe den Menschen seit langer Zeit nicht gesehen, er begegnete mir auf der Straße, und kaum hatte er unsere Lage erfahren, so bot er sich mir selbst als Diener, Kutscher und Freund an. Ohne Eigennutz, denn ich habe ihm gesagt, daß er vor der Hand nichts bekommen wird. Er ist zu Allem zu gebrauchen."

„Woher kennst Du ihn?" fragte Toni nicht ohne Neugierde.

„Das ist eine lange Geschichte. Er ist mir zu Dank verpflichtet für sein ganzes Leben. Vor mehreren Jahren kam er zu mir und bat mich, ihm Unterricht zu geben — er wollte Maler werden. Ich habe ihm diese Thorheit ausgeredet und ihn dadurch vom Unglück errettet. Er sah ein, daß ich sein Bestes wollte, gab seinen tollkühnen Plan auf und wurde Wichsier, das heißt, er putzt den Studenten die Stiefel und klopft ihnen die Röcke und Taschen aus. Er hat sein Glück gemacht und lebt brillant, Toni! Er raucht gute Cigarren, die nicht sein Eigenthum sind, geht Sonntags in seinen Lackstiefeln, welche ihm nicht gehören, spazieren, und wer in der Stadt einen Pudel besitzt, vertraut denselben ihm an zum Scheeren, denn darin ist er Meister. Lache nicht, Schatz, ich kenne diesen Mann — mit mir meint er es aufrichtig. Ich wollte ihm dreist eine Kiste voll der feinsten Cigarren anvertrauen und ich weiß, er würde nicht

Digitized by Google

mehr daraus nehmen, als er für den einen Tag für sich durchaus nöthig hat. Er würde mir aber auch welche geben, wenn ich keine hätte. — Nun komm, wir wollen uns zum Auszuge rüsten."

Mit heiterm Sinn fingen Beide an, die wenigen Sachen einzupacken. Sie waren damit fertig, ehe der Erwartete erschien. Den Farbekasten und die Palette unter dem Arm, setzte sich Berg auf eine der Kisten.

„Siehst Du, Weib," rief er, „es ist doch schön, wenn man nicht viel zu packen hat. Ich habe oft gewünscht, ein Zugvogel zu sein, um nichts weiter nöthig zu haben, als sich mit dem Schnabel die Flügel auszuputzen und dann in die Ferne zu ziehen. Du müßtest natürlich neben mir fliegen. Welche Wonne, über Wälder, Fluren und Länder hinzuschweben und Nachts sich zum Schlaf auf einen Baum zu setzen, ohne die Strümpfe ausziehen zu müssen! Mit dem nächsten Morgenroth wieder in die Luft emporzusteigen, weiter zu ziehen, Mittags auf einer Wiese oder einem Felde table d'hôte zu speisen und die Rechnung in dem großen Schuldbuche der Natur einschreiben zu lassen."

Die eintretende kleine, zwerghafte Gestalt eines Mannes unterbrach ihn.

„Sieh Toni," sprach er aufstehend und den Kleinen willkommen heißend, „dies ist Freund Strutz. Du kennst seine Tugenden. Er ist nicht groß, aber auch in einem kleinen Körper kann eine große Seele wohnen."

Der Kleine lachte vergnügt. Er faßte die nicht allzu schweren Kisten kräftig an und begab sich damit nach der neuen Wohnung. Als er die letzte hinübertrug, dämmerte es bereits. Berg und Toni folgten ihm. Mit rührender

Digitized by Google

Sorgfalt half Berg seiner Frau die Treppen hinauf. Fünf Treppen! Sie wurden ihr beschwerlich, aber er verstand es, sie zu trösten und aufzuheitern.

Die neue Wohnung war bald wohnlich hergerichtet. Eine Stube, eine Kammer, ein kleiner Raum zum Kochen — das war Alles.

„Haha!“ lachte Berg, während er das Feuer in dem Ofen anblies. Als ich als Knabe bei einem Manne, der eigentlich Mützenmacher war, aber nebenbei zeichnete und so vortrefflich in Oel malte, daß man auf seinen Bildern deutlich einen Apfel von einem Stuhl unterscheiden konnte, den ersten Unterricht im Zeichnen erhielt und auch malen wollte, meinte er, ich wolle immer hoch hinaus. Denselben Vorwurf hat er mir Jahre lang gemacht. Wenn der Mann jetzt noch lebte — er starb an seiner Frau — und mich hier oben besuchte, würd er sich freuen, daß er Recht gehabt habe. Haha! So hoch wollte ich selbst in meinen kühnsten Jugendträumen nicht. Fünf Treppen! Doch es ist hübsch hier, Toni! Wie der Ofen heizt! Bist Du zufrieden mit dem Tausch?“

„Ich bin es!“ erwiderte die Frau. Erschöpft ließ sie sich neben ihm nieder. Die Aufregung, welche der Umzug mit sich gebracht hatte, wirkte nach. Ohnedies hatte sie schon Tage lang zuvor das Zimmer nicht verlassen. Sie suchte ihm zu verbergen, wie abgespannt sie war. „Die Stille hier oben thut mir wohl,“ fuhr sie fort. „Von dem Straßenlärm dringt kaum ein Ton bis hierher.“

Sie hatte die Hand auf seinen Arm gelegt. Er ergriff sie und küßte sie zärtlich, innig. Was kümmerte ihn das ganze Leben mit all seiner Trübsal, mit seinen Malicen und

Digitized by Google

kleinen Schmerzen. An der Seite seines Weibes fühlte er sich glücklich — so lange er sie lächeln sah, wollte sein Herz überströmen vor Glück.

„Ja, Weib," rief er, „hier aber fühle ich mich doch wohl, so wohl wie Moses auf dem Sinai, als er die Gebote aufschrieb. Auch ich wollte hier aus der Vogelperspective Gebote und Gesetze schreiben für die halbe Welt. Jeden armen Teufel wollte ich dadurch beglücken, und ich glaube, auch wir werden hier unser Glück finden. Wir haben hier Regen, Wind und Schnee aus erster Hand, weshalb sollte uns das Glück hier vorbeigehen?"

Das Glück ging aber vorbei.

Schon in den folgenden Tagen wurde die junge Frau schwächer und schwächer. Sie konnte ihrem Manne nicht mehr verbergen, wie hinfällig sie war. Er hielt es für eine Folge seiner bedrückten Lage und bot alle seine Heiterkeit auf, um sie zu zerstreuen. Den ganzen Tag saß er vor der Staffelei, um das große Gemälde, das er begonnen, zu vollenden. Alle Hoffnungen hatte er darauf gebaut. Es mußte ihn aus seiner drückenden Lage reißen. In eine Kunstausstellung wollte er es schicken und er zweifelte nicht, daß es bald einen Käufer finden werde, es war das Beste, was er geschaffen. Aber erst fertig mußte es sein. Jemehr er alle Kräfte daran wendete und jemehr die Pflege seiner Frau ihn in Anspruch nahm, um so weniger vermochte er durch kleinere Arbeiten für den Unterhalt zu sorgen.

Strutz stand ihm als treuer Diener zur Seite. Was zu besorgen und zu kaufen war, richtete er mit größter Gewissenhaftigkeit aus. Leider war es nur wenig.

Toni sah ein, daß dieses angestrengte Arbeiten ihren

Digitized by Google

Mann vernichten mußte. Vergebens suchte sie ihn zu mahnen. „Die Liebe vermag Alles!“ rief er ihr lachend zu und so fest glaubte er an seinen Wahlspruch, daß nur selten ein trüber Schatten über seine Stirn hinzog.

Das Gemälde war endlich vollendet. Mit Jubel sandte er es fort. In Gedanken hatte er schon alle Noth überwunden. Aber ein Käufer fand sich nicht so schnell.

Toni konnte kaum das Bett verlassen, das Zimmer mußte sie streng hüten. Er hatte ihr Bett in die Stube geschafft, um sie den ganzen Tag über bei seiner Arbeit neben sich zu haben. Der Winter war mit aller Strenge aufgetreten, der Ofen heizte auch jetzt noch vortrefflich, aber das Holz wurde seltener. Manche Stunde führte er den Pinsel mit steifgefrorener Hand. Er pfiff oft, nur damit seine Frau nicht merken sollte, wie seine Stimme vor Frost zitterte.

Und dennoch bemerkte sie es, und es entging ihr auch nicht, wie jetzt durch seinen Humor oft ein wehmüthig bitterer Ton durchklang. Hätte sie helfen können! Sie mußte sich ja zwingen, ihren eigenen Zustand ihm möglichst zu verbergen.

Der Holzvorrath war gänzlich verbraucht; das Geld war es schon lange gewesen. Berg pfiff und scherzte noch. Was half es! „Nur Muth, Toni!“ sprach er. „Thränen geben jetzt bei uns höchstens mehr Eis!“ und er hauchte eine Stelle an den mit dichtem Eis bedeckten Fensterscheiben frei, um, wie er sagte, einmal einen Blick in die Unterwelt zu thun.

Als aber der Arzt, der nur äußerst selten die fünf Treppen emporstieg, erklärte, daß die Kranke durchaus

Digitized by Google

wärmer liegen müſſe, war es ihr doch, als ob ſein fröhlicher Muth zu ſchwinden beginne.

„Strutz!“ rief er dem getreuen Diener zu, ohne daß ſeine Frau es hörte. „Beſter Kobold, ſchaff' Holz an, aber viel, damit ich mich nach Wochen endlich einmal tüchtig durchwärmen kann, der Wind pfeift einem hier oben durch alle Glieder. Als ich noch jung war, hatte mein Vater einen Pelz, der wärmte ihn vortrefflich. Ich würde ihn geerbt haben, wäre ich nicht Maler, ſondern Kaufmann geworden. Siehſt Du, Strutz, von der Thorheit habe ich Dich befreit, und wenn Du einen Vater mit einem Pelze haſt, kannſt Du ihn noch erben! Schaff' Holz, Strutz!“

Der Kleine zuckte bedauernd mit den Achſeln. Was er ſich an Holz heimlich bei den Studenten erſparte, reichte kaum für ſeinen eigenen Ofen aus.

Die Sorge um ſeine Frau, die Noth trieb den Maler endlich zum Aeußerſten. Er faßte heimlich einen Entſchluß, den er noch vor wenigen Wochen für unmöglich gehalten hätte. Zu einem wohlhabenden Verwandten wollte er gehen und bei demſelben eine kleine Summe borgen.

„Bleib hier, Strutz!“ ſprach er, „bis ich wiederkomme. Dann ſollſt Du ſogleich Holz kaufen und holen. Hui! Ich habe ſo eben das letzte Mittel verſucht. Ich habe über die Sommerhitze in Braſilien geleſen — auch das hat mich nicht mehr erwärmt. Ich begreife jetzt, wie Nordpolfahrern in Nankinghoſen zu Muthe ſein muß.“

Er eilte fort. Geduldig harrte Strutz ſeiner Wiederkehr. Und er kam bald zurück. Um ſeinen Mund war ein bitteres, verbiſſenes Lächeln.

Digitized by Google

„Strutz!“ rief er, ehe er zu seiner Frau in's Zimmer trat, „Ich weiß, Du hast auch Verwandte in der Welt.“

„Gewiß.“

„Hast Du darunter einen Vetter, ich meine einen Menschen, der Geld und warme Kleider hat, der warme Getränke und Spiritnosa genießt und doch ein Herz besitzt, so hart, so kalt. — Marsch, sieh mich nicht so albern an — begreifst Du nicht, so hart, so kalt — wie — wie — sprich! sprich!“

„Nein.“

„Nun gut! Wenn ich sterbe, dann sollst Du den meinigen erben, damit Du auch solch wunderbares Geschöpf unter Deinen Verwandten zählst. Aber Kobold, ich will Holz haben — Holz! — Halt! — Ha! — Ich Thor, daß meine guten Gedanken immer erst kommen, wenn es bald Sommer werden will! Strutz, bester Junge, hast Du nicht einen Freund, der eine Säge oder eine Axt besitzt? Sprich! Sprich!“

„Ich selbst habe beides.“

„So hole es — schnell!“

„Aber wozu — wozu?“

„Mensch, frage jetzt nicht. Später — wenn mein Ofen glüht, wenn ich die Gewißheit habe, daß sich diese meine beiden Beine je gehörig wieder durchwärmen lassen — dann will ich Dir antworten — dann — dann! Jetzt lauf'!“

Der Kleine eilte fort.

Mit heiterem Gesichte trat Berg zu seiner Frau in's Zimmer.

„Den Kopf hoch, Toni!“ rief er. „In einer Viertelstunde soll es hier warm sein — so schön, so behaglich,

Digitized by Google

daß ich zum Vergnügen in Hemdärmeln hier spazieren gehen will!"

Die Frau lächelte traurig.

„Hast Du denn Holz? Woher?" fragte sie.

„Frage nicht. Ich habe Holz — unser Kobold holt es! Ha, die Liebe vermag Alles! In wenigen Minuten sollen süße Töne in Dein Ohr dringen — das Singen der Säge, wenn sie durch das Holz fährt und die Schläge der Axt! Nur Muth, Toni! Ich will feuern, so lange bis die Fenster tropfen und frei sind und Du durch die Scheiben den blauen Himmel sehen kannst! Hui! Es ist verdammt kalt heute!"

Strutz kam mit Säge und Axt an. Erwartungsvoll reichte er beides dem Maler.

„Was wollen Sie denn eigentlich sägen?" fragte er.

„Holz — Holz! Und nachher Deinen Hirnkasten, um mich zu überzeugen, ob auch nicht ein vernünftiger Gedanke mehr darin ist. Komm, Kobold. Hier, hier! Du wirst dieses prachtvolle und massive Treppengeländer und Deinen eigenen Witz nicht eher bemerken, als bis Du Dir an beiden ein Loch in den Kopf gestoßen hast! Nun? Begreifst Du nun?"

Der Kleine sah ihn erstaunt an.

„Nein," erwiderte er offen.

„Strutz — Strutz! Gottlob, daß Du kein Maler geworden bist. Sag' einmal, Mensch, würdest Du Dir getrauen, diese Treppe hinauf zu gehen, auch wenn kein Geländer daran wäre?"

„Gewiß!"

„Nun siehst Du, Du koboldartiger Pinsel, folglich ist das Geländer überflüssig. Es ist aber von Holz, folglich brennt es auch und giebt Hitze, und folglich werde ich es

Digitized by Google

zersägen und zerhacken und damit einheizen. Mensch — Du wirst in Deinem Leben keine Logik mehr lernen!"

„Sie wollen dies Geländer —!" rief Strutz überrascht, fast erschreckt. „Aber der Wirth — der Wirth —!"

„Der wird seiner Zeit ein eben so einfältiges Gesicht machen, wie Du jetzt. Vorläufig hat er das Podagra im Kopfe und wird nicht hierher kommen. Also beruhige Dich. Gieb die Säge her. — So — so! — Nun nimm die Axt. Stemm sie dort ein — hebe, Kobold, hebe! fest! Es fängt schon an nachzugeben. Der Zimmermann oder Tischler, der dies angefertigt, hat uns die Arbeit verdammt schwer gemacht — ich werde schon warm, ehe das Holz brennt. Fest, bester Strutz! Ich habe Dich immer für einen Riesen gehalten, bewähre es. — Noch einmal hebe — so! Hurrah!"

Die Hälfte des durchgesägten Geländers war glücklich ausgehoben.

„Für mehrere Tage reicht dies aus. Haha!" fuhr Berg in lustigster Stimmung fort. „Es geht doch nichts über einen guten Kopf und solide Zimmermannsarbeit. — Strutz, wenn Du je in Deinem Leben — ich zweifle sehr daran — dazu kommen solltest, Dir ein eigenes Haus zu bauen, so versprich mir — nein, schwöre, daß Du kein eisernes Geländer anbringen wirst. Schwöre es! — Du siehst, wie nützlich ein solches Ding von Holz ist!" —

In kurzer Zeit war das Geländer zerlegt in kleine Stücke. Mit einem tüchtigen Arm voll schritt Berg in's Zimmer.

„Sieh — schau, Toni! Schau — gutes Eichenholz!" rief er. „Die Freude und das Sägen haben mich durchwärmt. Nun sollst Du ein warmes Zimmer haben. Gieb

Digitized by Google

mir die Hand, Schatz! Du hast oft gelächelt, wenn ich gesagt habe, die Liebe vermag Alles. Schau, diese Hölzer hier sind lauter Beweisstücke dafür. Du sollst nicht wieder frieren."

Bald brannte ein helles Feuer im Ofen, und Berg legte tüchtig nach. Wie das knisterte! Welche Glut das gab! Toni lächelte über die Heiterkeit ihres Mannes, und er jubelte auf, als er sah, wie die Wärme auf ihren bleichen Wangen ein zartes Roth hervorrief.

Volle acht Tage hielt das Geländer an, nachdem mit Strutz's Hilfe auch die zweite Hälfte herausgehoben war. Tag und Nacht war eine behagliche Wärme im Zimmer, und Berg's Herz schwoll höher, als er wahrnahm, wie wohlthätig die Wärme auf die Kranke einwirkte. Sichtbar erholte sie sich.

Der Kleine schüttelte zwar wiederholt bedenklich und besorgt den Kopf.

„Und was wollen Sie dann brennen, wenn dies in Rauch aufgegangen ist?" fragte er, als der aus dem Geländer aufgenommene Vorrath ziemlich aufgebraunt war.

„Holz — Holz!" erwiderte Berg lustig. „Deine Fragen sind zwar trocken genug, aber sie brennen nicht. Mensch, als ob es kein Holz weiter in der Welt gäbe, als nur Treppengeländer! Haha! Sieh, welcher Segen auf einem einzigen guten Gedanken ruht. Seitdem mir dies Geländer in den Sinn gefallen, ist meine Frau halb genesen; und ich habe während der Zeit mehr gearbeitet, als in sechs Wochen bei Kälte und Frost!"

Strutz schwieg, weil er nicht wußte, was er antworten sollte.

Digitized by Google

Einige Tage darauf ergriff Berg seinen Arm und führte ihn zur Treppe.

„Bester kleiner Freund!“ sprach er. „Ich weiß, daß die Natur Dich mit kurzen Beinen versehen hat, hältst Du es für möglich, daß Du jedesmal eine Stufe dieser Treppe überspringen kannst? Versuche es!“

Strutz blickte ihn mit großen starren Augen an. Eine Ahnung stieg in ihm auf.

„Ich — ich kann es!“ stotterte er. „Aber was wollen Sie beginnen.“

„Still, Kobold. Ich weiß genug. Ich kann eine Stufe überspringen. Meine Frau steigt vor der Hand die Treppe nicht herab. Andere brauchen nicht herauf, Du kannst immer eine Stufe überspringen, folglich — nun Mensch begreifst Du nun — folglich ist eine um die andere Stufe überflüssig und folglich wird sie verbrannt.“

„Aber der Wirth — der Wirth!“ rief der Kleine.

„Ruhig, Kobold! Der Wirth hat noch sein Podagra, um so sicherer bin ich, daß er diese Treppe nicht ersteigen wird, wenn einige Stufen fehlen. Hole die Axt, Strutz! Du glaubst nicht, wie trocken dies Holz ist, wie herrlich es brennt und wärmt! Die Axt! Die Axt!“

Strutz gehorchte zagend.

„Nun faß zu! Hier! Fest! kleiner Freund! Sieh — wie die Stufe nachgiebt — jetzt habe ich sie! — Dies solide Brett — wie schwer! Wie es brennen muß! Sieh, wie dick! Unsere Vorfahren sind fürchterlich verschwenderisch gewesen — ein halber Wald steckt in diesem einen Hause! Strutz, wenn ich nicht wüßte, daß Du im Vergleich mit mir brillant lebtest und wenn ich nicht befürchten müßte, daß der

Wirth dieſe Bretter erkennen würde, dann — dann würde ich Dir eine ſolche Stufe ſchenken. Es iſt eine Goldſtufe für mich! — Beſter Junge — Kobold, nun hilf mir weiter, Wenn ich einſt reich werde — und ich werde es — und Du todt biſt — dann will ich Dir ein Denkmal ſetzen laſſen. Aber nur von Holz, denn ich liebe Alles, was von Holz iſt!"

Die Hälfte der Stufen war glücklich ausgebrochen. Sie wurden zerſägt und brannten luſtig. Aber auch ſie nahmen ein Ende, und der Frühling blickte immer noch nicht in die Fenſter hinein, und für Berg's Gemälde hatte ſich noch kein Käufer gefunden.

Strutz hatte ſich jeden Morgen Mühe gegeben, mit ſeinen kurzen Beinen die fehlenden Stufen zu überſpringen und er hatte Uebung darin erlangt.

„Kobold!" ſprach Berg zu ihm, als der Holzvorrath wieder verbrannt war. „Es träumte mir in dieſer Nacht, Du ſeieſt mit der ganzen defecten Treppe zuſammengeſtürzt und Deine beiden kurzen Beine ſeien abgebrochen. Menſch, ich habe aber auch ein Gewiſſen und mag es mit Deinen Beinen nicht beſchweren. Höre meinen Entſchluß. — Die Treppe iſt gefahrvoll für Dich — außerdem aber ſehe ich gar nicht ein, daß ſie durchaus nothwendig iſt. Sieh, — dieſe ſchöne Strickleiter habe ich heute Morgen angefertigt. Auf ihr kannſt Du ſicherer emporklimmen. — Sie zerbricht nicht; Kobold, halte Dich nur ſtets feſt daran. Da die Treppe alſo überflüſſig geworden iſt, ſo hilf mir den letzten Reſt abbrechen und hinausſchaffen. — Komm! Blick' mich nicht ſo einfältig an, als ob ich Dir damit die Himmelsleiter einriſſe. Schnell, Freund, meine Frau

Digitized by Google

darf nicht frieren. Ist dieser Rest in Rauch aufgegangen, dann muß mein Gemälde verkauft sein, oder ich stecke das ganze Haus an, denn ich habe einmal geschworen, daß ich nicht mehr frieren will. Still — still! Ich sehe Dir an, daß Du den unglückseligen Wirth wieder auf der Zunge hast. Ich fürchte ihn nicht mehr. — Ist diese fatale Treppe erst verschwunden, so ziehe ich meine Strickleiter in die Höhe und ich wohne hier so sicher wie in einer Felsenburg!"

Strutz schwieg. Er wußte, daß all' sein Reden nicht half.

Der letzte Rest der Treppe wurde abgebrochen und glücklich hinaufgeschafft. Berg war so heiter, so glücklich! Als Strutz fortgegangen war und er die Strickleiter emporgezogen hatte, trat er zu seiner Frau mit einem Arm voll Holz in's Zimmer.

Toni begriff nicht, woher er das Holz hatte, da seine Kasse immer noch erschöpft war. Sie fragte darnach.

„Still, Toni! Forsche nicht. Thut Dir die Wärme nicht wohl? Sieh, wie Deine Wangen sich bereits wieder zu färben anfangen. Du kannst schon das Bett wieder verlassen. Hoioh Schatz! Wenn erst Geld und der Frühling kommt — dann — dann trage ich Dich hinab aus dieser schwindelnden Höhe, dann ziehen wir auf's Land. Ruhig, Weib, Engel! Lächle nicht — die Liebe vermag Alles! Hat sie Dich nicht seit Wochen gewärmt, Tag und Nacht, Hat sie nicht stündlich Dir Freudenfeuer im Ofen angezündet! Ich bin ein Berg und fühle, daß Goldadern in mir schlummern, und die Liebe muß sie alle flüssig machen! Nur den Kopf hoch. Toni! den Kopf hoch!"

Digitized by Google

Die junge Frau erholte ſich von Tag zu Tage mehr. Der heitere Sinn ihres Gatten trug viel dazu bei. Die feſte, freudige Hoffnung, welche er auf die Zukunft baute, konnte ihn nicht täuſchen. — Wie glücklich er war, daß ſie den ganzen Tag wieder auf ſein konnte, wenn ſie das Zimmer auch noch nicht verlaſſen durfte! Wie es ſeine Arbeit förderte, wenn ſie an ſeiner Seite ſaß!

Berg hatte ſich zu einer vacant gewordenen Stelle an dem königlichen Muſeum gemeldet. All' ſeine Noth mußte ein Ende haben, wenn er dieſe einträgliche Stelle erhielt. — Freilich hatte er nicht allzu große Hoffnung. Um ſeiner Frau keine Täuſchung zu bereiten, hatte er ihr ſeine Bewerbung verſchwiegen. Ihre Freude mußte eine um ſo größere werden, wenn das Glück ihm günſtig war, und er ſie überraſchen konnte.

Der Morgen, der ihm die Entſcheidung bringen mußte, erſchien.

Strutz kam, wie jeden Morgen, um die wenigen Verſorgungen auszurichten.

„Strutz, Freund, kleiner Menſch!" ſprach Berg zu ihm. „Du bleibſt hier als Wächter meiner Feſtung — ich habe einen Gang zu beſorgen. Du bleibſt, und ich komme bald zurück."

Und er eilte fort. Länger als eine Stunde blieb er fort. Der kleine Mann ſtand am Ende der abgebrochenen Treppe, hatte die Strickleiter emporgezogen und erwartete ihn mit zitternder Angſt. Der Wirth war oben geweſen, hatte den ſchrecklichen Frevel entdeckt, hatte gewüthet und getobt, hatte mit Zuchthaus, ewigem Gefängniß und unge-

Digitized by Google

heurer Entschädigung gedroht und war fortgeeilt, um die Polizei zu holen.

Jetzt mußte das ganze Ungewitter, welches der Kleine längst befürchtet hatte, losbrechen, und ihn traf des Wirthes Zorn, wenn Berg nicht bald zurückkehrte. Noch wußte dessen Frau von Allem Nichts.

„Wenn er nur endlich käme," seufzte er im Stillen. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. Sein Blick flog wieder und wieder über den langen Bodenraum. „Die verdammte Treppe! Wäre sie doch von Stein gewesen, er würde nie auf den tollen Gedanken gekommen sein!" sprach er zu sich selbst, und des Wirthes Worte von ewigem Gefängniß tönten ihm im Ohre wieder. In Gedanken sah er sich schon in dunkler, feuchter Zelle sitzen, keine Studenten-Cigarre erfreute ihn mehr und Sonntags —

Da sah er Berg über den Boden daher eilen. Seine Wangen glühten.

„Strutz, Herzensjunge, Kobold," rief er, „laß die Zugbrücke — ich meine die Strickleiter — herab. Schnell! Zwerg, ich zerdrück Dich, wenn Du nicht eilst!"

Die Leiter fiel herab. Berg kletterte hinauf. Er bemerkte nicht die jammervolle Angst des Kleinen.

„Strutz — süßester Freund — Kobold, sieh mich nicht so entsetzlich an! — Merkst Du nicht, Du Pinsel, daß ich in einer Stimmung bin, daß ich Dich tödten und von hier hinabstürzen könnte, um den Göttern ein Dankopfer zu bringen, Mensch!"

„Der Wirth — der Wirth!" stammelte der Kleine; mehr konnte er nicht hervorbringen.

„Nenne diesen Namen nicht mehr! bei meinem Zorn

Digitized by Google

Mensch — ich könnte die halbe Welt heute aus Jubel in Brand stecken, nur um mir eine Cigarre daran anzuzünden!"

„Er ist hier gewesen — er weiß bereits Alles!" stammelte Strutz. „Er hat getobt, er holt die Polizei —!"

„Weiß meine Frau darum?"

„Nein!"

„Dann laß ihn kommen mit der Polizei aller deutschen Bundesstaaten — laß ihn kommen Kobold — ich fürchte ihn nicht. Hier, Junge, sieh her. Schau dies Goldstück — nun laufe, hole Champagner, Wein — laufe, Herzensfreund, oder ich erdroßle Dich!"

„Strutz eilte hinab — fort. Er war froh, daß er aus dem Hause entkam, ehe der Wirth zurückkehrte.

Berg stürmte zu seiner Frau in's Zimmer, warf sich vor ihr nieder, erfaßte ihre beiden Hände und sprang dann wieder empor. Eine Hand voll Goldstücke warf er ihr in den Schooß.

„Toni — Toni — Engel!" rief er jubelnd. „Hier — Geld — und noch mehr! Mein Gemälde ist verkauft, theuer — und — und — ich — ich habe die Stelle hier am Museum erhalten — ich!"

Er fiel ihr vor Freuden weinend um den Hals. Er hob sie jubelnd empor. „Nun, Weib, will ich Dir ein Stück Himmel auf Erden erbauen, blühender als Abraham's Schooß. Für jede Thräne, die Du geweint, will ich Dir eine herrliche Blume in Deinen Lebensgarten pflanzen. — Oh — oh. So siehst Du — die Liebe vermag Alles!"

Unten an der Treppenstelle wurden in diesem Augen-

Digitized by Google

blicke laute, wilde Stimmen vernehmbar. Es tönte summend durcheinander.

„Was ist das, Alfred — was ist das?“ fragte Toni besorgt.

Um Berg's Mund zuckte ein Lächeln.

„Es ist der Wirth. Er will mir seinen Glückwunsch darbringen. Komm, Toni, komm — Du sollst den Jubel sehen!“

Er legte seinen Arm um sie und zog sie sanft mit sich zur Thür hinaus. Unten standen Männer, Frauen und Polizeidiener. Sie schrieen laut, wirr durcheinander, als sie Berg erblickten.

„Fürchte Dich nicht, Toni!“ sprach er zu seiner Frau.

„Aber was bedeutet das Alles?“ fragte sie. Ihr Blick fiel auf die fehlende Treppe. Eine Ahnung stieg in ihr auf. „Alfred — Alfred! Wo ist — die Treppe!“

Er lächelte.

„Sieh, Toni, das hat die Liebe vermocht, als Dich's fror! Und wie herrlich die Treppe gebrannt und gewärmt hat. Jetzt laß die da unten jubeln!“

Der Wirth hörte diese Worte nicht. Er ballte drohend die Faust und schwor Rache. — Der Polizeidiener hielt seinen gewichtigen Amtsstock empor, seine Stütze in schwierigen Fällen — eine Feuerleiter wurde von Anderen herbeigeschleppt, um das Nest oben zu erstürmen.

Einige Secunden lang blickte Berg lächelnd auf die drohenden, schimpfenden Menschen hinab. Ihre Stimmen erklangen ihm wie Jubelgesang.

„Hier — hier, Ihr Alltagsseelen,“ sprach er, indem er ihnen einige Goldstücke zeigte und dieselben unter sie warf;

Digitized by Google

„hier. Die Treppe iſt in Rauch zum Himmel empor-geſtiegen und für mich zur Himmelsleiter geworden. Euch — Euch aber," wandte er ſich an den Wirth, „Euch will ich bezahlen, wie ein Cröſus ſeinen Diener bezahlt! Nun fort — fort! Morgen ſcheide ich von hier — aber heute will ich noch ungeſtört in dieſer Himmelsnähe wohnen!" —

Digitized by Google

Eine Gardinenpredigt.

Gardinenpredigt! Entsetzliches Wort! Welchem Ehemanne fallen bei diesem Worte nicht all' seine Sünden bei, welche er seit seinem dritten Lebensjahre begangen hat und welche er vielleicht noch begehen wird! Welcher Ehemann, wenn er die erste Hälfte der Flitterwochen überwunden hat, kennt nicht dies Wort in seiner ganzen vernichtenden Bedeutung! Welcher Ehemann, wenn er von einem Frühstück etwas spät am Abend heimkehrt, blickt nicht mit Besorgniß zu den Stubenfenstern seiner Frau auf, ob sie noch Licht hat! Wer steckt nicht dann den Hausschlüssel leise in das Schloß, schleicht unhörbar die Treppe hinauf, öffnet still — still die Kammerthür, athmet leiser und unterdrückt selbst das Niesen — er könne seine Frau wecken und dann — eine Gardinenpredigt!

Wie unschuldig und harmlos das Wort klingt! Giebt es etwas Unschuldigeres, als eine Gardine und etwas Harmloseres als eine Predigt? Diese beginnt mit einem Gebete, fährt im echten Pastoralstyl fort, wiegt die Zuhörer in sanften Schlaf ein und weckt sie wieder durch das Amen.

Digitized by Google

Welche Gardinenpredigten hätten je in Schlaf eingewiegt, oder wären mit einem Amen beendigt! Sie sind endlos, unerschöpflich an Stoff, unerschöpflich in ihren Behandlungsarten. Sie beginnen mit dem leisen Adagio einiger zerdrückter Thränen, einiger bedeutungsvoller Seufzer und sanfter Vorwürfe, sie spielen dann alle Variationen durch über unglückliche Frauen und schlechte Männer, über zerstörtes Familienglück, Heimkehr in das Vaterhaus, über Ehescheidungs-Pläne und Ertränkungs-Gedanken, sie steigern sich endlich bis zum Furioso, wo der Mann ernstlich besorgt wird und sich rücklings in sein Zimmer zurückzieht.

Die Frauen sind geborene Redner, denn welche Frau wäre je bei einer Gardinenpredigt in's Stocken gerathen! Alles wird bei ihnen zur Kanzel, ein Stuhl, das Sopha, selbst das Bett. Sie können stehend, sitzend und liegend predigen! Sie bedürfen keiner Vorbereitung und haben nicht nöthig, zu memoriren, sie werfen nie einen Blick in das Concept, weil sie keines besitzen, und unaufhaltsam fließen die Worte von ihren Lippen, passende und unpassende. Ohne Zagen beginnen sie den kühnsten Satzbau, und wenn sie denselben auch nicht zu Ende bringen — die Fassung verlieren sie dennoch nicht, höchstens den Athem. Sie rechnen auf keinen Beifall, sie wissen sogar, daß all' ihr Predigen nichts hilft, und dennoch sind sie begeistert — das beweist ihr Rednertalent.

Die Eva hat uns um das Paradies gebracht, den Frauen verdanken wir auch die Erfindung der Gardinenpredigt, dieses Fegefeuers für die Ehemänner. Was sind alle anderen Strafen gegen eine echte Gardinenpredigt! Selbst Hängen, Köpfen, Erschießen und Ertränken nehmen ein Ende, sie

Digitized by Google

sind nur ein Uebergang und lassen sich auch nur einmal durchführen — eine Gardinenpredigt ist endlos, ohne Uebergang, und kann täglich über das Haupt des unschuldigen Mannes hereinbrechen.

Eine junge Frau befindet sich allein im Zimmer. Eine gemüthliche Wärme herrscht in dem Raume, eine Luft, welche einem Jeden sofort anheimelnd entgegenweht. Der Tisch ist gedeckt — zwei Couverts — die Lampe steht darauf, die junge Frau sitzt neben ihm, und eine glücklich zufriedene Stimmung prägt sich auf ihrem Gesichte aus. Sie will ihren Mann, welcher versprochen hat, zeitig heimzukommen, mit seinem Lieblingsgerichte überraschen und hat dem Mädchen bereits den Auftrag gegeben, wenn es klingelt, sofort ein Glas Bier zu holen. Sie will Alles aufbieten, um es ihrem Manne gemüthlich zu machen, und sie sieht im Geiste schon sein Gesicht glänzen, — auch Männer können ja ausnahmsweise schwach sein und sich durch ein Lieblingsgericht in heitere Stimmung versetzen lassen.

Es schlägt sieben Uhr. Nun muß ihr Mann sogleich kommen. Sie eilt noch einmal in die Küche, um nachzusehen, ob das Essen fertig ist, dann setzt sie sich wieder an den Tisch. Sie blickt nach der Uhr — der Zeiger weist bereits zehn Minuten nach sieben Uhr. In zehn Minuten kann ihr Mann den Weg vom Geschäfte zurücklegen. — Er muß jeden Augenblick kommen. Sie legt das Strickzeug zur Seite, um ihn zu empfangen; sie horcht, ob sie seinen Schritt nicht auf der Treppe vernimmt. — Er kommt nicht.

Das Lauschen, die Ungeduld, die Spannung regen sie auf. Sie eilt an's Fenster und blickt auf die Straße hinab. Die Uhr schlägt bereits halb acht. — Wo bleibt ihr Mann?

Digitized by Google

Vielleicht — sucht sie sich zu trösten — hat er einen Brief erhalten — ein Freund, ein Geschäft kann ihn so lange aufgehalten haben — das Lieblingsgericht wird ihm um so besser schmecken. Sie lächelt selbst über die Unruhe und setzt sich wieder an den Tisch.

Es schlägt drei Viertel — es schlägt endlich acht Uhr. Unruhig springt sie auf. Länger hält sie es nicht aus, ruhig da zu sitzen. Es ist ein Unrecht ihres Mannes, sie so lange warten zu lassen. Das Essen verliert durch zu langes Stehen. Sicherlich unterhält er sich mit einem Freunde — sie kennt das! Ihre ganze Ueberraschung ist vereitelt. Aergerlich beschließt sie, allein zu speisen und eilt zur Thür, um dem Mädchen den Auftrag zu geben, das Essen zu bringen. Sie thut es dennoch nicht. Nein — auch ihr Appetit ist geschwunden. Sie will nun gar nicht essen, will hungern — seinetwegen. Er kann auch noch kommen. — Er kommt indeß nicht.

Langsam, unendlich langsam schwinden die Minuten für sie dahin. Sie befindet sich in einer Stimmung, in der sie noch unentschieden ist, ob sie weinen soll oder nicht. — Es schlägt schon ein halb auf Neun. — Ihr Unmuth steigt. Sie sucht sich einzureden, daß sie an der Seite ihres Mannes gar nicht so glücklich lebt, daß sie eigentlich sogar unglücklich ist. Sie beschließt, ihm kein freundliches Gesicht zu zeigen, wenn er kommt: allein — als wenn er es errathen hätte — er kommt nicht.

Es schlägt neun Uhr — ein halb auf zehn — endlich zehn Uhr. — Die Dienstmagd tritt ein und fragt, ob sie nun das Glas Bier holen solle, ehe die Restauration geschlossen würde. Aergerlich wird das Mädchen zurückgewiesen.

Digitized by Google

Das fehlte noch, ihren Mann für sein langes Ausbleiben mit Bier zu erfrischen! Ein Gedanke taucht plötzlich in ihr auf. Sie springt empor und springt zur Thür, wo der Hausschlüssel zu hängen pflegt — er ist fort. Sie will es nicht glauben, sie sucht, sie fragt das Mädchen — er findet sich nicht. Jetzt ist ihr Alles klar. Sie ist betrogen, verrathen, verkauft! Ihr Mann hat von Anfang an die Absicht gehabt, nicht heimzukommen. Denn er hat den Hausschlüssel mitgenommen.

Außer sich vor Schmerz wirft sie sich auf das Sopha. Sie schluchzt heftig. Keine Frau auf der ganzen Erde — Nord- und Südpol mit eingerechnet — kann so unglücklich sein, als sie es ist. Sie hat es längst gewußt, daß alle Männer schlecht sind, und ihr Mann ist der schlechteste von allen. Den Hausschlüssel heimlich mitzunehmen — es ist unerhört! Sie denkt daran, ihre Sachen zu packen, fortzureisen zu ihren Eltern, um nimmer wiederzukehren — nie — das heftige Schluchzen läßt sie nicht dazu kommen. Außerdem ist es so spät — sie fürchtet sich, allein während der Nacht zu reisen — aber am anderen Tage — dann ganz gewiß, denn mit diesem Manne, der den Hausschlüssel mitgenommen, kann sie nicht ferner leben.

Der Schmerz und die Verzweiflung haben sie erschöpft. Das langgezogene, unmelodische Blasen des Nachtwächters vor ihrem Hause weckt elegische Empfindungen in ihr — ihre Thränen beginnen langsam zu fließen. Sie fühlt sich namenlos unglücklich, allein sie schluchzt doch nicht mehr. In einer Ecke des Sopha's sitzt sie trauernd da, eine Einsame und Verlassene. Sie sinnt nach über das Unglück der Frauen, über all' das Familienelend, welches bereits durch

Digitized by Google

die Hausschlüssel hervorgerufen ist. Sie gelangt endlich zu der Ueberzeugung, daß die Männer gar kein Herz besitzen, zum wenigsten kein gefühlvolles. — Der Tisch steht noch immer gedeckt da.

Wie anders, wie viel schöner hatte sie sich das eheliche Leben geträumt, als sie noch Braut war, als ihr Mann ihr als Bräutigam die heiligsten Schwüre seiner Liebe zuflüsterte, als er gelobte, stets bei ihr zu bleiben, als er versprach, daß ihre Hand stets in der seinigen ruhen solle. Oh — oh! hätte er damals nur ein Wort vom Hausschlüssel gesagt! aber nein — er war so zart, so aufmerksam; er lächelte vom Morgen früh bis zum Abend, er fand Alles an ihr entzückend — und nun — nun! Sie ist entsetzlich unglücklich! — Schon schlägt es draußen elf Uhr. — Es ist kalt im Zimmer geworden. Es fröstelt sie, und sie hängt ein Tuch um, um sich zu wärmen. Sie denkt nicht daran, sich zur Ruhe zu legen. Nein, wachen will sie, wenn er kommt. Sie will sich überzeugen, wie lange er fortbleibt. Endlich — endlich muß er doch kommen — allein er kommt nicht!

In langsamen Schlägen verkündet die Uhr die zwölfte Stunde. Die Thurmglocken stimmen ein — eine nach der anderen, die Nachtwächter blasen und rufen laut wie zum Hohne, daß die Glocke zwölf geschlagen habe. Als ob sie es bereits nicht genug gehört hätte! — Nun ist aber ihre Geduld erschöpft. Sie springt auf. Ein Entschluß ist in ihr gereift: sie will ihren Mann suchen, will ihn holen. Sie will sich überzeugen, wer es ist, der ihn so lange gefesselt hat. Mit Hast wirft sie den Mantel um und knüpft ein Tuch um den Kopf. Schon wendet sie sich reisefertig

Digitized by Google

der Thür zu, da erst taucht die Frage in ihr auf, wo sie ihn suchen soll — wo ihn finden? Sie weiß ja nicht, wo er in der großen Stadt ist, in welchem Weinkeller, in welcher Restauration. Das Gefühl ihrer Ohnmacht erbittert sie noch mehr. Heftig reißt sie das Tuch vom Kopfe und wirft es auf die Erde, den Mantel daneben und sich auf das Sopha. Ihre Thränen brechen auf's Neue hervor — sie ist zu unglücklich! Ihr Mann ist ein Tyrann, er besitzt kein Gefühl, — er liebt sie nicht! Alles an ihm ist Verstellung, sein freundliches Gesicht, die zärtlichen Namen, mit denen er sie nennt, selbst der Kuß, den er ihr jedesmal beim Scheiden giebt. Erst jetzt kennt sie ihn vollständig — er ist ein Tyrann, denn er hat sogar den Hausschlüssel mitgenommen! — Es schlägt ein Uhr.

Sie weint nicht mehr. Sie ist jetzt auf dem Punkte angelangt, auf welchem der Schmerz abgestumpft ist, auf welchem sich Aerger, Frösteln, Entsagung auf eine glückliche Ehe, Abspannung, Herzdrücken und Kopfschmerzen zu einem einzigen unbestimmten Gefühle vereinigt haben, welches fast wie stoische Ruhe erscheint, das aber im Innern glühend zehrt. Es würde ihr jetzt gleichgiltig sein, wenn sie stürbe, nur um das Gewissen ihres Mannes durch ihren Tod beschweren zu können.

Sie steht auf, öffnet langsam das Fenster und blickt hinaus. Die kalte Nachtluft thut ihrer glühenden Stirn wohl. Hoch oben über ihr flimmern die tausend und aber tausend Sterne; so erhaben ruhig und still wölbt sich der endlose Himmel über ihr. Sie beneidet die Gestirne um diese Ruhe. Was wissen sie von den endlosen Qualen eines Menschenherzens, von dem Unglücke einer Frau, deren Mann

Digitized by Google

den Hausschlüssel mitgenommen hat und um ein Uhr Nachts noch nicht heimgekehrt ist! Was wissen sie von Sehnen und Hoffen und von Täuschung hinterher! — Auch auf der Straße ist es still. Natürlich! die Männer anderer Frauen sind längst daheim — nur ihr Mann kommt nicht,

Endlich hallen Schritte fern auf der Straße. Sie kommen näher — sie erkennt dieselben — es ist ihr Mann. Wie so herzlos schreitet er daher. In heiterster Stimmung trällert er:

„Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!
In das Feld, in die Freiheit gezogen!"

Erbittert tritt sie vom Fenster zurück, damit er sie nicht bemerkt. Das ist zuviel — zuviel! Während sie sich so unendlich unglücklich fühlt, kann er lustig singen; während sie vor Schmerz und Gram fast vergeht, hat er Lust, sich auf's Pferd zu setzen und in das Feld und in die Freiheit zu ziehen! — Thränen drohen auf's Neue hervor zu brechen — mit Gewalt drängt sie dieselben zurück. Er soll sie nicht sehen, er soll nicht denken, daß sie seinetwegen geweint habe. Sie schließt das Fenster und setzt sich wieder auf das Sopha in eine Ecke. So will sie ihn erwarten.

Er kommt die Treppe herauf — er tritt leise auf, langsam öffnet er die Thür und bleibt überrascht auf der Schwelle stehen. „Louise, Du bist noch auf — Du wachst noch?" fragt er erstaunt, — Sie antwortet nicht. Sie blickt auch nicht auf. Sie will ihn gar nicht sehen — nie wieder — nie! Er tritt näher an sie heran. „Aber beste Louise, wie kommst Du dazu, Dich nicht zur Ruhe zu legen — hier ist es kalt — Du siehst bleich aus — fehlt Dir etwas, mein Weib?" Er streckt ihr die Hand entgegen und will ihr die Wange streicheln.

Digitized by Google

Unwillig ſtößt ſie die Hand zurück. „Laß mich!“ — „Was iſt Dir denn?“ fragt er erſtaunt. „Was fehlt Dir, Louiſe?“ — Er kann noch fragen, was ihr fehlt, nachdem er den Hausſchlüſſel mitgenommen hat und ſtatt um ſieben nach ein Uhr zu Haus kommt! Das iſt zu viel!

„Nichts — nichts fehlt mir!“ ruft ſie, und jetzt bricht der zurückgehaltene Thränenſtrom hervor. — „Oh, ich bin die unglücklichſte aller Frauen!“ fährt ſie heftig ſchluchzend fort. „Aber Dir iſt es gleichgiltig, ob ich hier vor Schmerz vergehe oder nicht, Dich kümmert es nicht — deshalb geh' nur wieder — geh' doch! Es wundert mich nur, daß Du überhaupt nach Haus kommſt, da Du es doch im Hauſe nicht aushalten kannſt, da es Dir gleichgiltig iſt, ob Deine Frau auf Dich wartet oder nicht!“ — „Beſte Louiſe“, ſucht ſie der Mann zu beruhigen, „wie konnte ich das ahnen! Ich war heute Abend ſo außerordentlich heiter, ſo luſtig im Kreiſe einiger Freunde. Ich kam ſo vergnügt nach Haus, weil ich glaubte, Du ſchlafeſt ruhig; und ſieh, dieſe Apfelſinen habe ich Dir mitgebracht, die erſten, welche angekommen ſind — ich wollte Dich morgen früh damit überraſchen!“ Er nimmt mehrere Apfelſinen aus ſeinem Ueberzieher und legt ſie vor der Frau auf den Tiſch.

„Ich will keine Apfelſinen!“ ruft ſie unwillig. „Ich will überhaupt nichts von Dir — nie wieder — nie! Du hatteſt verſprochen, um ſieben Uhr zu kommen — ſeit der Zeit habe ich auf Dich gewartet. — Ich weiß längſt, daß Du mich nicht mehr liebſt, daß Du Alles thuſt, um mich zu ärgern und zu kränken —!“ — „Louiſe!“ unterbricht ſie der Mann ruhig. „Ich hatte es Dir verſprochen, allein ich habe es vergeſſen — einige Freunde holten mich im

Digitized by Google

Geschäfte ab." — „So!" wirft die junge Frau ein, indem sie empor springt, „und weshalb hast Du es gethan — ich weiß Alles — ich kenne Dich jetzt!"

Vergebens sucht der Mann, sie zu beruhigen. Sie hört nicht auf ihn. So gut und sanft sie sonst ist — zu tief ist sie gekränkt, zu viel hat sie erduldet, und Alles, was seit sieben Uhr in ihrem aufgeregten Kopfe entstanden ist, drängt sich jetzt mit Gewalt über ihre Lippen. Sie ist einmal mitten in der Gardinenpredigt und nun vermag sie nichts mehr zu stören.

„Sieh," fährt sie mit bereits halb erschöpfter Stimme fort, während ihr Mann mit stoischer Gelassenheit im Zimmer auf und ab schreitet, worüber sie natürlich noch mehr erbittert wird, „sieh!" ruft sie, „ich habe Dir bisher geglaubt, ich habe geglaubt, daß Du mich liebst — ich weiß jetzt, daß Du es nicht mehr thust, ich weiß jetzt, daß alle Männer nichts taugen, daß sie nur darauf ausgehen, die Frauen unglücklich zu machen und den Hausschlüssel heimlich mitzunehmen! Es ist Euch gleichgiltig, wenn Ihr im Wirthshause seid, ob Eure Frau daheim sich kümmert und grämt. Ihr habt gar kein Herz, Ihr habt nie eins gehabt! So lange Ihr verlobt seid, stellt Ihr Euch zärtlich, aber Alles, was Ihr da sagt, ist nicht wahr. Nur unglücklich wollt Ihr uns machen! Nie — nie glaube ich Dir wieder ein Wort! Allein sollen wir jeden Abend sitzen, warten auf Euch jeden Abend von sieben Uhr bis spät in die Nacht! O, ich wünsche, ich hätte nie geheirathet! Aber ich ertrage dies auch nicht länger — morgen — morgen — reise ich —!" — Heftiges Schluchzen läßt sie nicht weiter sprechen, obgleich die Predigt noch nicht ganz beendet ist. Sie wirft sich auf das

Digitized by Google

Sopha und birgt das Geſicht in beide Hände. Immer heftiger wird ihr Weinen.

„Wie ſehr Du Dich nun aufgeregt haſt, Louiſe," ſpricht ihr Mann, ſich ihr nähernd. — Sie ſtößt ihn von ſich. „Laß mich — laß mich!" ruft ſie. — Du fragſt ja doch nichts nach mir!" Ihr Schluchzen droht in einen Weinkrampf auszuarten, die Bruſt wird ihr beengt — ſie ringt nach Athem. Beſorgt ſucht der Mann nach Brauſepulver. Er bricht beim haſtigen Oeffnen des Kaſtens, in welchem ſich daſſelbe befindet, den Schlüſſel ab. Sie ſchluchzt immer heftiger. Gewaltſam ſprengt er den Kaſten. In Eile rührt er das Pulver ein und reicht ihr das Glas dar — ſie hört nicht. „Nimm — nimm, Louiſe," bittet er. Er hält es ihr an die Lippen, ſie ſchüttelt ablehnend, zurückweiſend mit dem Kopfe. — Er bittet, er ſucht ſie zu beruhigen, er umfaßt ſie mit dem linken Arme und hält ihr mit der Rechten das Glas an die Lippen. „Trink — trink, Louiſe," bittet er noch einmal. — Und ſie trinkt.

Brauſepulver wirkt wohlthätig — allemal. Sie ſcheint etwas ruhiger zu werden. Zwar ſtößt ſie ſeinen Arm, mit dem er ſie umfaſſen will, noch zurück, allein weniger heftig, und ſie unterbricht ihn nicht in ſeiner Rechtfertigung; ſie hört auf ſeine Bitten, ruhig zu ſein, auf ſeine Verſicherung, daß er ſein Verſprechen vergeſſen, daß der Hausſchlüſſel ſich noch vom Tage zuvor in ſeinem Ueberzieher befunden habe. Ihre Erbitterung und Aufregung iſt ſchon bis zum Punkte des Schmollens herabgeſunken. — Er erfaßt ihre Hand, um ſie zu küſſen — ſie will ſie zurückziehen, allein da er ſie mit Gewalt feſthält, fügt ſie ſich. Sie duldet, daß er die Hand ſtreichelt, daß er endlich den Arm um

Digitized by Google

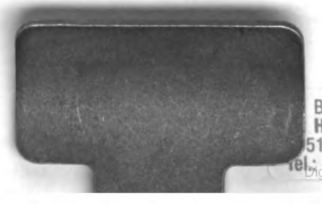
sie schlingt — nur sie will ihm kein Zeichen der Annäherung geben.

Und er benützt diesen günstigen Augenblick. Scherzend sucht er sie zu überzeugen, wie thöricht sie gewesen sei, sich so sehr aufzuregen, wie unrecht sie gethan habe, an seiner vollen Liebe zu zweifeln, weil dieselbe unwandelbar sei. Er erzählt ihr, wie sehr er an diesem Abende von seinen Freunden beneidet sei, weil er eine so prächtige kleine Frau besitze — da bricht wie die Sonne nach einem Gewitter, das erste Lächeln auf ihrem trauernden Gesicht wieder hervor — und — wenige Minuten später verzehrt sie bereits die zweite Apfelsine, welche ihr Mann ihr sorgfältig schält.

Zwar versucht sie noch immer, so ein klein wenig zu schmollen, allein es gelingt ihr bereits nicht mehr; und wenn sie auch zu ihm sagt: „Du bist schlecht, Eduard!“ — so meint sie in ihrem Herzen, daß er doch ein guter Mann sei, und darin hat sie sicherlich Recht, denn das trifft bei einem jeden Manne zu!

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google


Buchbinderei
H. Pantele
51 Massenhausen
Tel.: 08165/80121
Digitized by Google

Buchbinderei
H. Pantele
51 Massenhausen
Tel.: 08165/80121
Digitized by Google